

Immo Grief

Für eine kollektive Kultur des Trauerns um ein Zuhause

Lisa Bolyos
Tomash Schoiswohl
(Hrsg.)



Immo Grief. Für eine kollektive Kultur
des Trauerns um ein Zuhause

Bolyos & Schoiswohl (Hrsg.)

In Zeiten, in denen die Abrissbirne des Kapitals kein Halten kennt, brauchen wir ein Konzept der empowernden Trauer um Häuser, Gstättn, Wohnungen, Protestbauten und ganze Stadtteile. Wir brauchen Rituale, mit denen wir kollektiv um Immobilien trauern können. Immobilien, die keine Ware sind, sondern ein Zuhause.

Immo Grief hat damit zu tun, dass etwas entzogen wird. Es wird der wilden, der leistbaren, der mit Utopien angereicherten Nutzung entzogen und eingehegt. Es wird gestohlen.

Dieses Buch ist eine Werkstattpublikation. Es bildet einen Prozess ab, der nicht abgeschlossen ist. Im Gegenteil, wir veröffentlichen es, um den Prozess erst anzuschieben: Im September 2022 haben wir sieben Tage lang ausprobiert, was es braucht, um sich einem Konzept von Immo Grief zu nähern. Die Ergebnisse und Zwischenergebnisse stellen wir hier zur Verfügung.



IMMO

GRIEF

Lisa Bolyos, Tomash Schoiswohl (Hrsg.)	
Immo Grief Für eine kollektive Kultur des Trauerns um ein Zuhause	

Prolog: Was ist das für ein Haus?

Ruth Weismann

Was ist das für ein Haus? Gelb gestrichene Wände, weißer Stuck um die Fenster, Bögen darüber, zwei Stockwerke hoch. Ein Barockbau wahrscheinlich, sagst du. Solche gibt es ja einige hier im Ort. Und einige sind schon wieder verschwunden. Das Haus war verfallen. Aber nicht genug, um richtig schäbig zu wirken. Gut genug, um nicht zusammenzubrechen. Stabile Wände und so. Fanden wir. Ein wunderschönes Haus, hoch. Rundherum ein Garten, in dem das Grün wucherte. Ein windschiefer Zaun mit zweiflügeligem Tor, von einer Kette zusammengehalten. Aber man konnte durch. So ähnlich haben wir das in Erinnerung. Wir dürfen da nicht hinein, sagten wir. Das ist klar. Aber wir wollten. Schräg durch das Tor. Vielleicht ist es gefährlich? Wer weiß, vielleicht ist Einsturzgefahr? Und was, wenn uns jemand erwischt? Ich bin hier geboren, sagte ich. Alle kennen mich. Das wäre peinlich.

Wem gehört das Haus? Es ist mir schon aufgefallen, früher, als ich noch hier lebte, aber so richtig beachtet habe ich es nie. Vielleicht war mir damals die Vergänglichkeit noch egal, weil sie mich scheinbar nicht betraf. Das Haus, so glaube ich mich zu erinnern, wurde nie bewohnt, seit ich es das erste Mal wahrgenommen habe.

Wir schauen durch ein niedriges Fenster in einen großen Raum, ebenerdig. Steinsäulen tragen das Gewölbe. Die Holztür ist offen. Im Gewölbe ist es feucht und kühl. An einer Wand steht ein Steintrog, ein wenig Schutt liegt herum. Das könnte eine Waschküche gewesen sein, sage ich. Hier könnte man eine tolle Werkstatt einrichten, sagst du. Wir gehen ins erste Geschoß, wo Licht durch die Fenster fällt, irgendwo ist Glas in einer Tür, es gibt zerbrochene Dielenbretter, einen Schrank, Staub, mehrere Zimmer, einen Spiegel. Hier müssen Menschen gewohnt und ein paar Dinge zurückgelassen haben. So sieht es aus. Als wären wir in einem versunkenen Haus am Boden des Sees, der von hier aus zu sehen ist,

aus dem noch nicht alles fortgeschwemmt wurde. In dem die Zeit langsamer fließt, zäh, trüb und doch schärfer wahrnehmbar als in der trockenen Welt. Am Boden verstreut liegen kleine rote, gelbe und blaue Kügelchen. Eine Holzterasse führt ins Obergeschoß. Ganz oben, auf der letzten Stiege, liegt eine Pistole. Ich erschrecke, aber du sagst, die gehört wohl zu den Kügelchen. Die ist nicht echt, das sieht man doch. Wer hat hier was damit gemacht? Seit wann liegt das da? Am wunderschönen Holzbalkon mit verzierten Balken steht ein Holztisch. Vielleicht aus den 70er Jahren. In einem Zimmer liegt ein Fotokalender auf dem Boden. Nackte Personen auf den Bildern, nicht mal so sehr vergilbt, von 1987. Wer hat den hier hinterlassen? Liegt er da seit dem Jahr, für das er gedruckt wurde? Alles steht still, während es immer weniger wird. Die Wände blättern ab. Die Treppe verliert an Spannkraft. Wir wissen nicht, ob wir uns weitertrauen sollen, weiter hinein ins Stockwerk darüber. Warum macht hier niemand etwas? Warum verfällt dieses Haus?

Wir warten auf Antworten. Wir wollen das Haus haben. Ich glaube, weil wir schon wissen, dass es vergehen wird.

Ja, das kenne ich, da war die Kracherl-Fabrik drin, im Erdgeschoß, sagt mein Vater. Und dann hat es ein Baumeister gekauft. Ich frage einen sehr alten Bewohner des Ortes, der sich mit der lokalen Geschichte beschäftigt, was er über das Haus weiß. Es wurde wohl vor 1700 erbaut, sagt er. Er erinnert sich an Gespräche mit nach 1945 Zugezogenen, die darin ihre ersten Wohnungen fanden. Da haben viele Leute gewohnt, erzählt er. Im Gewölbekeller wurde dann Limonade produziert. Alle sagten dazu: die Kracherl-Fabrik. Irgendwann in den 1970er Jahren wurde die Fabrik aufgekauft und die Produktion hier aufgegeben. Danach stand das Haus leer, wenn sich alle recht erinnern. 35 oder 40 Jahre lang. Es wurde dem Verfall preisgegeben, sagt mein Vater. Keiner kann mir jetzt sagen, warum es niemand haben wollte.

Wir wissen nicht mehr genau, wann wir hineingeschlüpft sind, in dieses Wunderwerk aus Zeit, Geschichte und Architektur. Vielleicht 2011. Und wann genau wir entdeckt haben, als wir einmal

wieder hier waren, dass es nicht mehr steht. Und so traurig waren darüber, dass die Zeit nicht wirklich stillgestanden hatte. Dass ein weiteres schönes altes Haus einfach weg ist. Und darüber, dass wir nicht mehr reingehen können und schauen, was es uns alles erzählt. Der neue Besitzer habe es sanieren wollen, erzählt der alte Mann aus dem Ort. Aber es sei nicht möglich gewesen, viel zu feucht. Er selbst könne sich noch erinnern, wie im Kellergewölbe das Wasser gestanden ist. Jetzt steht ein Neubau dort, mit großer Garage. Grau und weiß. Der Käufer wohnt hier.

Die Räume, die wir im Steingewölbe durchwandert sind, der Raum, der wohl einmal die Küche war, die Holzterasse, die uns ins Obergeschoß geführt hat, auf den Balkon, und zögerlich tastend in weitere Zimmer, haben uns langsam zu Fragen über die Vergänglichkeit und Zukunft von Ortschaften und ihrem architektonischen Erbe geführt. Gebäude sanieren, so lesen wir, verbraucht oft viel weniger sogenannte graue Energie als sie abzureißen und neue zu bauen. Es mag teurer sein, aber es würde doch lohnen, denken wir. Auch aus Nostalgie, oder Sehnsucht vielleicht. Das alte Haus war schön und stilvoll, mit etwas, das man spezielle Atmosphäre nennen kann. Wir wissen schon, dass man sich nicht nur auf Gefühle verlassen darf, wenn man analytisch und realistisch sein will. Aber warum nicht Gefühle auch? Mit den alten Häusern, in denen Menschen lebten und leben, verhält es sich doch so: Sie wecken Emotionen, weil sie mit Leben und Geschichten gefüllt sind. Und wenn Neubauten an ihrer Stelle sind, die ästhetisch weniger zu bieten haben, ist es noch schwieriger, sich von den Gefühlen zu lösen. Alte Gebäude erzählen von der Vergangenheit, die auch einmal Zukunft war. Von Vergänglichkeit und vom Leben. Wer waren all die Menschen, die in dem Haus gelebt und gearbeitet haben, das rund 300 Jahre den kleinen Ort am See überblickte? ●

Prolog: Was ist das für ein Haus?	5
Ruth Weismann	
Inhalt	
Immo Grief. Eine Einleitung	10
Lisa Bolyos	
Pulver, Stoff und Staub.	18
Was bleibt vom FEUERWERK?	
Tomash Schoiswohl	
Hasankeyf:	34
Loss, Grief, and Nostalgia	
Bahar Aykan	
Warum der Grauner Kirchturm im See steht	50
Georg Lembergh	
Modernization and Urban Communities:	58
Lamenting Addis Ababa's lost Spaces	
Bisrat K. Woldeyessus and Lia G. Woldetsadik	
Die verlorenen Oasen	66
Hamed Abboud	
»Ich bin sehr interessiert an Stille und Aufmerksamkeit«	70
Gespräch mit Eliana Otta Vildoso über Trauer, Kunst und Rituale	
»Wenn man der Trauer Raum gibt,	76
haben danach wieder andere Gefühle Platz«	
Gespräch mit Tina Müller über die Straßenoper »Wem gehört Lauratibor?«	

17. September: Vernissage	84
Die Ausstellung	94
Florian Karl Berger, Căcilia Brown, Lisa Bolyos, Kirsten Borchert, Lisbeth Kovačič, Joanna Pianka, Tomash Schoiswohl, Veronika Suschnig, Adriana Torres Topaga, Wem gehört Lauratibor?	
21. September: Trauermarsch	128
23. September: Immomonster	138
24. September: Leichenschmaus	148
Aus dem Kondolenzbuch	162
Statt eines Nachworts:	168
Ich weine nicht für Häuser, noch nicht	
Rainer Krispel	
Autor:innen und Künstler:innen	174
Fotonachweis	179

Immo Grief. Eine Einleitung

Lisa Bolyos

In Zeiten, in denen die Abrissbirne des Kapitals kein Halten kennt, brauchen wir ein Konzept der empowernden Trauer. Wobei empowernd erst einmal nur bestärkend bedeutet, nicht mehr. Es bedeutet noch nicht, dass die Trauer eine Phase ist, die produktiv überwunden werden muss, auf dass die nächste Phase folge: der Kampf. Nicht jeder Verlust – der voraussehende oder der bereits erlebte – muss bekämpft werden. Klein begeben, wegziehen, um Ressourcen zu schonen, ist eine Option; es muss der Linken nicht die liebste Option sein, aber sie ist legitim.

Das Trauern als Befriedung wurde vom Kapital längst entdeckt: US-amerikanische Immobilienfirmen haben den Trauerprozess im Portfolio, wenn sie ihrer Kundschaft Häuser abkaufen, um sie dann – saniert oder abgerissen – mit entsprechender Marge weiterzureichen. Sie bieten Beratungsgespräche und Ritualkataloge an, die helfen sollen, sich vom vielzitierten »Childhood Home« (und seinen Hypotheken) zu trennen, ohne sauer zu sein. Denn wenn das Kapital eines wirklich fürchtet, ist es der Zorn, schlimmer noch, der kollektivierte Zorn.

Wie kann ein Trauern also stattfinden, dem nichts auf dem Fuß folgen muss, das aber trotzdem nicht der Befriedung dient? Welche Praxen des Trauerns, welche gemeinsamen Rituale kann es für ein Haus, eine Garage, eine Gstätt, ein öffentliches Gebäude geben? Mit Immo Grief schaffen wir einen Raum, all das durchzudenken und auszuprobieren.

Immo Grief hatten die meisten schon einmal. Immo Grief bezeichnet die Trauer um den Verlust eines Zuhauses. Wobei dieses Zuhause nicht zwingend Wohnraum ist; es kann auch der versteckte Ort in der Großstadt sein, an dem wir spielen; ein selbstgemachtes Gebäude, das dem politischen Protest dient; ein Baumhaus; ein Rückzugsort; ein Ort, an dem die Nachbarschaft zusammenkommt; eine

Brachfläche, die uns durchatmen lässt; eine unverbaute Wiese, von der aus wir einen besonders schönen Blick über die Stadt haben; ein Gebäude, das wir als gesellschaftlich relevant erkennen – für die Form von Gesellschaft, die wir anstreben, und die ein selbstgestaltetes, schönes und fürs Kollektiv verantwortliches Leben für alle gewährleistet. Wenn diese Räume zerstört, den Nutzer:innen oder der Gesellschaft entzogen werden, entsteht Trauer. Immo Grief will diese Trauer nicht ignorieren, sondern ihr adäquat Platz machen, Rituale finden, die ihr Form geben, sie sichtbar machen.

Gemeinsame und/oder öffentliche Trauer entspricht der Feststellung und der Anerkennung, dass es einen Verlust gibt. Das hilft uns, um in der Logik der sogenannten Entwicklung von Immobilien (die in Wirklichkeit eine Einhegung ist, ein der Öffentlichkeit Entziehen) und der Nutzung von Boden für Projekte, die sich weniger der Alltagstauglichkeit für das gemeinsame Leben als der Vermehrung des Kapitals verschreiben, eine Pause einzufordern: Hier wird etwas kaputt gemacht. Wir benennen das. Wir lehnen das ab. »Bitte versteht unsere Trauer / als Zeichen der Ablehnung / mit der wir euch gegenüberstehen«.

Rituale sind Haltegriffe. Sie erlauben, die Trauer zu entindividualisieren. Das bedeutet nicht, dass man nicht auch einmal alleine trauern darf, dass es keine Rituale geben könnte, die man ganz ohne Gesellschaft begeht; aber im Wissen um das Ritual wird die Vereinzelung des Verlusts überwunden. Indem wir das Recht auf Trauer um Häuser und Orte als etwas Gesellschaftliches begreifen, betrachten wir das Problem dahinter in seiner strukturellen Dimension: dass man sich die Mieten oder die Kreditzinsen nicht leisten kann; dass ikonische Protestbauten mit polizeigeschützten Baggern umgeworfen werden, um mitten in der Klimakrise noch mehr Straßenbau durchzusetzen; dass Stadtgestaltung in erster Linie Kapitalanhäufungsinteressen folgt; dass in der Stadt des Kindes heute Eigentumswohnungen sind; in den Sophiensälen ein Hotel und ein Fitness-Center; an den Rändern der Stadt weitere Shoppingcenter eröffnet werden; am Donaukanal vor lauter Gastronomie kein Fahrradfahren mehr möglich ist; und so weiter.

Das sind keine subjektiven Trauerfälle. Das ist per se falsch, weil Kapitalismus, aber in weiterer Folge auch falsch regulierter Kapitalismus. Und der macht uns fraglos traurig, er verunmöglicht vieles, er entzieht die Grundlage für ein gesundes, schönes Leben.

In diesem Buch finden sich Beispiele von großem und kleinem, lokalem und globalem Immo Grief. Wir haben eine Reihe von Autor:innen eingeladen, sich dem Verlust von und der Trauer um selbstgewählte/n, selbst bewohnte/n oder selbst beforschte/n Orte/n über das Vehikel von Immo Grief zu nähern. Sie erzählen vom Haus am See (Ruth Weismann), das ein Versprechen in sich trug und einem Neubau weichen musste, vom Hinterhof der Kindheit (Hamed Abboud), dessen Magie die Erwachsenen nicht spüren konnten, und vom Verlust politisch relevanter Orte (Rainer Krispel), dem KONSUM, den es nicht nur als Geschäftslokal gegenüber von der Wohnung der Oma, sondern als Konzept nicht mehr gibt; der Linzer Stadtwerkstatt, die von dort wegmusste, wo sie der Stadt doch so gut stand.

Bahar Aykan spricht über die kollektive Trauer nach der Überschwemmung der Stadt Hasankeyf – für die Gewinnung von Elektrizität durch einen Staudamm und für das Gewinnen eines politischen Kampfs gegen das Selbstbestimmungsrecht kurdischer Gemeinden. Der Nicht-Ersatz für das jahrtausendealte Hasankeyf: eine Retortensiedlung; hingeknallt; hässlich – dieses Urteil ist eventuell subjektiv; aber objektiv jeder Möglichkeit beraubt, ein gemeinschaftliches Leben zu leben, an das anzuknüpfen, was war (und was aufzubauen viel Arbeit war).

Der Filmemacher Georg Lembergh zitiert in seinem Text Vertriebene aus den Südtiroler Gemeinden Reschen und Graun, die mehr als ein halbes Jahrhundert vorher, im Jahr 1950, ebenfalls für einen Staudammbau wegzuziehen gezwungen wurden. Die Montecatini wollte bauen, und Schweizer Investoren, die ihrerseits auf einen Staudammbau in der Schweiz verzichten mussten, weil der Widerstand zu groß geworden war, finanzierten das Projekt. Die Trauer, einfach weggestampert zu werden; Respektlosigkeit gegenüber den dörflichen Strukturen und der bäuerlichen

Wirtschaft, die als etwas durchaus Pittoreskes oder witzig Verschrobenes, aber nichts eigentlich Sinnvolles betrachtet wird, etwas jedenfalls, das dem Fortschritt, verkörpert durch den Damm und den Strom, im Weg steht. Lemberghs Film »Das versunkene Dorf«, den wir im Rahmen von Immo Grief zeigen und diskutieren konnten, erzählt von dieser Trauer, und auch davon, wie sie wahrnehmbar, besprechbar werden muss, um die innere Erstarrung loslassen, um weitergehen zu können.

Vom Trauern um die Vertreibung aus der informellen Siedlung schreiben Bisrat K. Woldeyessus und Lia G. Woldetsadik am Beispiel Addis Abeba, einer Metropole, die man als schnell wachsend bezeichnet. Aber was wächst hier so schnell? Die Zahl der Einwohner:innen, stimmt, aber vor allem die Rendite, die Immobilienfirmen mit Wohnungs-, Hotel- und Büroneubau erzielen. Wenn die eingetretenen Pfade, die ungeplant gewachsenen Strukturen einer Siedlung zerstört und ihre Bewohner:innen zwangsweise verstreut werden, geht nicht nur Bausubstanz, sondern gehen soziale Netzwerke verloren, auf denen das Leben beruht.

Ein sehr früher Text aus dem Genre, das wir hier als Immo Grief neu begründen, bezieht sich ebenfalls auf die Vertreibung aus der Nachbarschaft, die zwar nicht informell gebaut, aber jedenfalls nicht mehr gut genug für Stadt- und Kapitalentwicklung war. Marc Fried's »Grieving for a Lost Home. Psychological Costs of Relocation« erschien 1963 in »The Urban Condition; People and Policy in the Metropolis« (hrsg. Leonard J. Duhl, New York, Basic Books) und 1966 als Reprint in »Urban Renewal. The Record and the Controversy« (hrsg. James Q. Wilson, Cambridge, M.I.T. Press). 1973 erweiterte Fried den Text zu der Studie »The World of the Urban Working Class« (Harvard University Press).

Marc Fried, Professor für Psychologie am Boston College, verstorben im Jahr 2008, analysiert in seinem Text auf Basis eines groß angelegten Forschungsprojekts, für das hunderte Bewohner:innen von mehreren Forschungskolleg:innen befragt wurden, die psychologischen Auswirkungen der Räumung bzw. Vertreibung, des Abrisses und der Neubebauung des Bostoner West Ends

in Massachusetts, USA. Nicht nur in Anbetracht der (kommenden) Tatsachen, sondern als langfristige Folgen, und es ist ihm wichtig, das zu betonen: »Since we were observing people in the midst of a crisis, we were all too ready to modify our impressions and to conclude that these were likely to be transitory reactions. But the post-relocation experiences of a great many people have borne out their most pessimistic pre-relocation expectations.« Frieds Text wurde für einen Sammelband zu Gesundheit geschrieben und betrachtet und beforscht »grievance« als Gesundheitsgefährdung. Über die Nutzung von Räumen selbst bestimmen und gesund sein, physisch wie psychisch, das hängt eng zusammen.

Bruce Guarino, ein ehemaliger Bewohner des West End, geboren im April 1939, ist davon überzeugt, dass die Nachbarschaft mit ihrer von ihm als relativ konfliktfrei erinnerten Durchmischung etwas unwiederbringlich Zerstörtes ist. Er trauert nicht um Mauern und Häuser und Gehsteige, sondern um ein Gesamtes, etwas, das zwischen den Mauern, in den Häusern, auf den Gehsteigen entstehen und geschehen konnte, und das keine Wiederauferstehung und auch keinen Ersatz mehr finden würde in den verstreuten und uneingelebten Objekten, in die die Westender:innen umziehen mussten. Guarino beschreibt in einem Interview für das West End Museum in Boston, in dem er selbst tätig ist (und dessen Entstehung laut Zeitzeug:innen befeuert wurde durch die Studien von Fried et al., denn sie stützten die Annahme der Gründer:innen, dass es hier etwas zu erinnern, zu betrauern und zu benennen gab), wie die Vorbereitungen des Abrisses vonstattengingen: »Die Bewohner:innen wurden angehalten, ihre Häuser nicht mehr zu reparieren ... dann wurde die städtische Müllabfuhr abgestellt. Und ein paar Tage später schickte die Stadtregierung Fotografen, und dann sagten sie: Schaut, Fotos lügen nicht. Wir haben es hier mit einem Slum zu tun. Der muss weg.«

Dem Abriss geht ein Prozess der aktiven Entwertung voran - materiell, in abgelagertem Müll, oder immateriell, in medialen Debatten. Etwas, was kaputt, gefährlich, dreckig und daher wertlos ist, ist auch nicht wert, betrauert zu werden, ist eventuell nicht einmal öffentlich betrauerbar. Eine lebendige, langsam gewachsene,

in ihrer Dynamik stabile Nachbarschaft, ein Stadtviertel, in dem Nahversorgung und Migration funktionieren, wird zum Slum erklärt. Interessanter Weise nimmt Marc Fried selbst den Slum-Begriff auf, begreift dabei den Slum aber als etwas Erhaltenswertes und Betrauerbares. Slum wird gemeinhin mit Elendsviertel übersetzt; dabei tritt das Elend oft erst ein, wenn Abriss und Vertreibung drohen.

Ein einziges Original aus der Zeit vor der Neuentwicklung steht heute noch im Bostoner West End: 42 Lomasney Way, ein schmales, ein, mit aktuellen ästhetischen Ansprüchen des Immobilienmarkts gesprochen, wunderschönes, und ein zum Wohnen aufgrund von Raumhöhe und Grundriss praktisches Haus - 90 Quadratmeter Grundstück, 250 Quadratmeter Wohnfläche. Es steht allein herum wie ein Mahnmal, umgeben von Verkehrsflächen für den motorisierten und den Schienenverkehr, und seine Nutzungsgeschichte ist eine Mikrogeschichte des kapitalistischen »Redevelopments« - warum es nicht abgerissen wurde, ob der Widerstand der Bewohner:innen oder ihre Beziehungen zum Stadtrat ausschlaggebend waren, ist nur gerüchteweise überliefert; jedenfalls wurde es nach der Neuentwicklung des Stadtteils übergangsweise im Umfeld der italienisch-amerikanischen Gang der Angiulo Brothers besetzt, bevor es in privaten Besitz übergang. Heute gehört es laut Grundbuch der Stadt Boston einer Immobilienfirma mit Sitz in Boston, und der Marktwert von Grundstück und Haus wird im Jahr 2022 auf 1,6 Millionen Dollar geschätzt. Ein Stück erhaltene Geschichte, könnte man sagen, aber tatsächlich ist es für den Gebrauch entwertete und für die Rendite inwertgesetzte Geschichte. Ein Haus muss nicht abgerissen werden, damit man Immo Grief hat.

Marc Fried kommt in seiner Forschungsarbeit zu folgendem Schluss, der für uns interessant ist: »The affective reaction to the loss of the West End can be quite precisely described as a grief response showing most of the characteristics of grief and mourning for a lost person«; die Trauer um den Verlust des West End zeige vergleichbare Elemente mit der Trauer um Menschen.

Trauert man um Häuser, wie man um Menschen trauert? Darf man das? Hat Trauer mit Klasse zu tun? Hat Trauer mit dem Bewusstsein zu tun, dass nichts Besseres und nichts gleich Gutes nachkommt? Hat Trauer mit dem Bewusstsein zu tun, dass der Angriff nicht nur dem Bauwerk und dem Baugrund gilt, sondern der Idee, der Lebensweise, dem sozialen Netzwerk dahinter?

Hat Trauer mit dem Wissen über die falsche Nachnutzung zu tun? Wir würden ja über die abgerissene Pyramide im Stadtstraßen-Protestcamp in der Hausfeldstraße nicht – oder kaum – heulen, wenn dort ein Wald und eine Wiese entstünden. Aber dass dort eine mehrspurige Straße gebaut werden soll, die nicht nur nicht nutzt, sondern allen schadet, das ist, so nehmen wir an, ein relevanter Anteil der Trauer.

Immo Grief hat damit zu tun, dass etwas entzogen wird. Es wird der wilden, der leistbaren, der mit Utopien angereicherten Nutzung entzogen und eingehegt. Es wird gestohlen.

Losgelaufen sind wir von persönlichen politischen Erfahrungen: dem Verlust des Feuerwerk-Häuschens in der Gudrunstraße im 10. Bezirk in Wien, das Tomash mehr als zwanzig Jahre betrachtet und mitgenutzt hat und das im Zuge von Stadterneuerungsprozessen dem Interesse des Kapitals (im spezifischen Fall der Immobiliengesellschaft der Österreichischen Bundesbahnen) zum Abrissopfer fiel. Und den Betrachtungen von Stadt durch die Augen der Redakteurin bei der Wiener Straßenzeitung Augustin, als die ich seit über zehn Jahren arbeite; eine Arbeit, die mit sich bringt, dass man die Stadtnutzungsfrage auf eine Weise betrachtet, die Macht und Herrschaft sichtbar werden lässt. Man sieht zum Beispiel, dass Leute zwei, drei oder mehr Jahre auf eine kleine, nicht allzu günstige Gemeindewohnung warten (so sie Zugang dazu haben), während andere allein, zu zweit auf mehreren hundert Quadratmetern mit Blick über die Innenstadt oder die Donau oder die Weinberge wohnen. Man bekommt dann eine Art gesellschaftliche-Verhältnisse-Grief, der sich in der Immobilienfrage manifestiert. Es gab aber auch andere Fragen des Alltags und der persönlichen

Betroffenheit, die uns dazu geführt haben, Immo Grief als Konzept entwickeln zu wollen: Könnten wir uns Umziehen in Wien leisten? Wo ist der Freiraum, die Brache, die leerstehenden Gebäude, die für langfristige, spielerische Nutzungen zur Verfügung stehen, wo sich etwas entwickeln darf, das über das grässliche Konzept der Zwischennutzung – als immer gleiche Vorstufe der Nachnutzung durch das Immobilienkapital – hinausgeht? Wieso hat die Nordbahnhofhalle gebrannt? Und die Sophiensäle. Warum werden aus so vielen halböffentlichen Gebäuden auf einmal Hotels? Wollen wir uns an sie erinnern? Und wie? Fragen, die man sich in einer Stadt wie Wien unweigerlich stellt; in jeder anderen Stadt auch. Und auch am Stadtrand, im Speckgürtel, am Land.

So haben wir beschlossen zu prüfen, was es bringt, der Trauer – und nicht nur der Wut – Ausdruck zu verleihen und Rituale für diese Trauer zu erforschen.

Das vorliegende Buch ist eine Werkstattpublikation. Es bildet einen Prozess ab, der nicht abgeschlossen ist. Im Gegenteil, wir veröffentlichen es, um den Prozess erst anzuschieben: Im September 2022 haben wir im Rahmen des Festivals Wienwoche sieben Tage lang ausprobiert, was es braucht, um sich einem Konzept von Immo Grief zu nähern. Wir haben Künstler:innen eingeladen, Werke auszustellen, die sich mit ihrer jeweiligen Interpretation von Immo Grief beschäftigen. Wir haben Künstler:innen dazu interviewt, wie ihre Trauerpraxis aussieht, welcher Rituale sie sich bedienen und wie sie Rituale entwickeln. Wir haben mit Kindern an Immonstern gebaut (und an Häusern, die man getrost abreißen kann), haben einen Trauermarsch organisiert, um auszuloten, welche Demo-Ästhetik, welche Begräbnisreferenzen, welche Sprüche und welche Routen es braucht, um demonstrativ und gemeinsam und öffentlich um verlorene Stätten zu trauern. Wir haben zum Leichenschmaus geladen, um beim Essen mit Expert:innen/Freund:innen zu diskutieren und abzuklopfen, was Immo Grief bringt.

Die Ergebnisse und Zwischenergebnisse stellen wir hier zur Verfügung. ●

Pulver, Stoff und Staub.

Was bleibt vom FEUERWERK?

Tomash Schoiswohl

Remember all the ugly spaces
that have gone
that we lost
that have never been.

Das ist kein Trauertext, aber ein Text über Trauer. Trauer erhält wenig Platz, ist negativ besetzt. Ein Trauerspiel bezeichnet ein schlechtes Spiel. Trauermarsch heißt eine öde Demo. Das wollen wir ändern und gemeinsam überlegen, wie ein guter persönlicher und gesellschaftlicher Umgang mit Verlust aussehen kann. Das ist aktuell, schön aufregend und kann nur bereichernd sein. Was gibt es Berührenderes als eine gute, humorvolle Trauerrede?

Der folgende Text behandelt explizit das Trauern um verlorene Orte, zerstörte Bauten oder ein verlorenes Zuhause. Wie kann eine kollektive Kultur des Trauerns um ein Zuhause aufgebaut sein? Was können wir machen, wenn ein geliebtes Häuschen stirbt?

Wie füllen wir die Leere? Was baut uns wieder auf? Wie geht es weiter?

Im Text trage ich Bauteile und Schnipsel zusammen. Das sind historische Abrisse, Erinnerungen an Orte, Beispiele für Trauerarbeit und Überlegungen zu Formen der Trauer, zu Ritualen, zu einem Trauerrepertoire.

Immo Grief umfasst Themen und Arbeitsfelder, die definitiv Trost geben und Spaß machen. Sei es im Aktivismus, in der Kunst, in wissenschaftlichen Gefilden: Die Auseinandersetzung mit historischen Stoffen, Materialien und Geschichte/n, mit Orten, Landschaften oder gesellschaftlichen Ritualen macht Sinn.

Wir werden älter, sterben und zerfallen zu Staub. Der Tod rückt näher, spielt aber lange keine Rolle. Landstriche, Straßenzüge, Viertel verändern sich fundamental. Die verdrängte Angst

produziert Leerstellen, die von Apologeten und Marktschreibern gerne mit dummem Zeug gefüllt werden.

Es geht um Zeit und Zeitlichkeit, um Lebenszeit und Lebensdauer, um Lebenszyklen. Im Zusammenhang mit Trauer spricht man vom Innehalten, von Ruhe und Auszeit. Die Zeit selber sei heilsam. Stimmt das? Müsste in der Zwischenzeit nicht der ganze gesellschaftliche Umgang mit Geschwindigkeit, Zeitlichkeit und Schnelligkeit in Frage gestellt werden? Kann situierte Trauer dabei eine Rolle spielen?

Ein wichtiger Aspekt von Trauer ist, neuen Mut zu schöpfen, Kraft zu bekommen, um Lebensträume weiterzuverfolgen. Dazu braucht es gesellschaftliche Perspektiven und Zukunftsaussichten.

Der Text ist persönlich, Beispiele und Überlegungen stammen aus meiner künstlerischen und aktivistischen Arbeit im öffentlichen Raum. Die Trauer eröffnet neue Blickwinkel auf alte Arbeitsfelder. Das Interesse an Trauer ist auch durch den frühen Tod meiner Eltern mitbestimmt. Letztlich bemerke ich eine Sehnsucht nach den verlorenen Orten der Kindheit, wo ich viel Zeit im Wald, beim Fluss oder draußen auf der Wiese verbracht habe.

Feuerwerk

Wenn jemand sein erkaufftes Gut
in Flammen sieht und heller Glut,
so jammerts ihn und pflegt zu weinen.
Feuerwerker thuns nicht also meinen.
Die sich in vollen Freuden finden,
wenn sie ihr eignes Gut anzinden.
(unbekannter Autor, 1705 bei Wien)

Vor 5 Jahren erzählte ich in der Zwischennutzung Creau die Geschichte des Feuerwerks. Der Titel lautete »Abrisse in der Zwischenzeit«. Ich schrieb damals folgende Zeilen:

»Mit Geschichte beginnt das Flattern. Leicht und blöd. Worte lösen sich, Möglichkeiten zischen durch die Luft. Witzraketen

steigen. Zwanglose Heiterkeit. Wir schlagen Purzelbäume, Grasbüschel brechen durch. Im Nebenzimmer: Risse, Sprünge, Zweifel. Die mächtigen Häuser? Ruinen. Eine schöne Distel wächst dort. Was alles schon war und wie sich alle wundern.«

Die Zwischennutzung gibt es schon länger nicht. Die Räume, alte Stallungen der Trabrennbahn, wurden abgerissen und die Immofirma value one baut unter dem Namen »Korso im Viertel Zwei« exklusive Eigentumswohnungen. Ein kleines historisches Ziegelbauwerk ist erhalten. Das bringt den historischen Mehrwert.

Ein pyrotechnischer Satz kann schnell oder träge ablaufen. Im 18. Jahrhundert waren die Habsburger auf Expansion aus, führten Kriege im Osten und Süden Europas. Mit dabei waren die Feuerwerker, die als Teil der Artillerie Städte zusammenschossen.

In Wien ist das Feuerwerk zuerst fixer Bestandteil des Hofzeremoniells, wichtige Schlachten werden mit aufwendigen Feuerwerken und Schein-Architekturen nacherzählt, die Habsburger inszenieren sich mit dem Feuerwerk als mythologische Herrscher in zeitloser Manier.

Die Effekte waren damals andere. Das »einwandfreie Material« war anders. Salpeter, auch kalter Drachen genannt, wurde von Salpetersiedern den Bauern in den Ställen abgegraben und so als Dünger den Landwirtschaften entzogen, teilweise legten findige Geschäftsleute künstliche Salpetergärten an, indem sie Erde mit Schutt, Blut, Urin, Asche, Kalk und Scheiße vermischten und die blühenden Salpeterkristalle nach Jahren ernteten. Für die Effekte zerrieben die Feuerwerker Porzellan, produzierten Späne aus Metallen oder vermischten die Sätze mit Schellack, Mastix, Mehl oder Kohle, rollten alles in Papierhülsen und verschlossen sie mit Ton.

Im bürgerlichen Kunstfeuerwerk fand das Spektakel seine Fortsetzung. Vor rund 243 Jahren feuerte der Unternehmer Johann Stuver sein Premierenfeuerwerk auf der Feuerwerkswiese im Prater. Vier Jahre später wurde für »Etwas Besonders auf dem neuen Plaze« bereits ein großes hölzernes Gerüst errichtet, von dem aus in die Luft geschossen wurde – dem gegenüber saßen auf einer Tribüne tausende zahlende Zuseher und Zuseherinnen.

Pulverisierung

Mein Feuerwerk stand am Matzleinsdorfer Platz, auf der Gudrunstraße 196b. Ein kleines Häuschen aus Ziegeln, in der Südbahnböschung. Daneben führten Stiegen hoch zur Kleingartensiedlung, vorbei an meterhohen Disteln und Götterbäumen. Schön grün. Ein Paradies für Weinbergschnecken.

Das Häuschen hat es mir sofort angetan, als ich es 1999 zum ersten Mal sah. In der Mitte eine alte Tür mit abgeblätterter türkiser Farbe. Rechts und links davon verstaubte Auslagenscheiben mit drapierten Feuerwerksartikeln des Geschäfts. Über der Tür der schönste Leuchtkasten mit bunten Buchstaben: FEUERWERK. Ich war sofort verliebt. In das Häuschen, in die Gegend, in den Matzleinsdorfer Platz.

Zwanzig Jahre ist die Beziehung zu dem Platz und zum Feuerwerkshäuschen gewachsen und von Jahr zu Jahr stärker geworden. Die erste Fotoserie machte mein Zwillingbruder mit seiner Kleinbildkamera im Jahr 2003. Seitdem dokumentierte ich den Ort regelmäßig, seit 2005 erforschte ich die Geschichte des Platzes, zwischen 2012 und 2016 mietete ich das Häuschen mehrmals und organisierte Ausstellungen, Workshops, Konzerte, Feuerwerke, Theaterstücke oder Lesungen. Einmal verwandelte ein Freund das Haus in einen Algen-Beauty-Salon. Dann war es ein Distel-Blumenladen. Oft servierte ich dazu Kompott, manchmal sperrten wir eine Auto-Spur. Für unser Publikum. Die Stimmung war immer gut und ausgelassen. Ich habe viele gute Erinnerungen an enge Freund:innen, an extrem schweißtreibende Tage, an lustige Aktionen oder rauschende Abende am Blechdach des Häuschens.

Am Freitag den 16. April 2021 schleift die ÖBB das Feuerwerkshäuschen. Kein Denkmalschutz weit und breit. Ein Tag Arbeit, ein Bagger, eine Handvoll Hackler, ein paar Schaufeln, zwei junge Männer vom Arbeitsstrich, LKWs bringen den Schutt und Überreste zum Mist und fertig ist das Tagwerk. Erde drüber macht eine neue Böschung. Mein Häuschen vom Erdboden verschluckt.

Zwei Freunde haben mich angerufen, sie haben mir geschrieben und vom Start des Abrisses berichtet. Ich fuhr zum Platz, filmte

den restlichen Abriss und den Schutthaufen. Zwei Ziegelsteine vom Gebäude habe ich mit nach Hause genommen.

Der Abriss hat sich abgezeichnet. Der Pfarrer hat davon gesprochen, die U-Bahn-Baustelle rückte näher. Im letzten Jahr verschwand der Leuchtkasten vom FEUERWERK. Am Schluss stand COCO-TAXI BOTOX oben auf der Wand. Die ÖBB hat sich um das Häuschen nicht gekümmert. Eigentum verpflichtet zu gar nichts. Genutzt und gekümmert haben sich andere. Es heißt, es befand sich ein Schmuck- und Uhrengeschäft im Häuschen, bevor Herr Feuerstein jahrelang dort vor Silvester Feuerwerke und pyrotechnische Gegenstände verkaufte und so dem kleinen Gebäude zu Bekanntheit verhalf.

smashed to pieces
(in the still of the night)
Lawrence Weiner

Trotzdem war der Abriss des heißgeliebten Häuschens für mich ein Schock.

Am Abend saß ich am Computer, schrieb einen kurzen Abschied auf Facebook und blätterte durch die unzähligen Fotos vom Feuerwerkshäuschen. Schöne Erinnerungen. Freunde und Freundinnen am FEUERWERK. Walking down memory lane. Wie viel wertvolle Zeit ich am Matzleinsdorferplatz verbracht habe. Schwitzend, ohne Strom. das Wasser vom Friedhof, das Klo an der Tankstelle.

Ich höre Musik, bemerke ein gedämpftes, aber ruhiges Gefühl, wie beim Tod meiner Eltern. Ich bin traurig. Das ist definitiv ein Gefühl von Trauer. Das Feuerwerk fehlt mir.

Eine neue Frage taucht auf und beschäftigt meine grauen Darm- und Hirnzellen: Wie kann ich meiner Trauer einen öffentlichen Ausdruck geben, wie kann ich an das Häuschen erinnern, wie kann Trauer in Bezug auf zerstörte Orte überhaupt ausschauen? Existieren spezielle Rituale, Markierungen oder lustige Gedenkpraktiken?

Ich bemerke bald, dass viele Momente der jahrelangen Auseinandersetzung mit dem Ort bereits als eine Art von Vorbereitung

auf die Beseitigung des Häuschens gelesen werden können. Wahrscheinlich lag das Ende von Anfang an in der Luft.

Fotos, Filme, die Dokumentation von Details und das ständige Recyclen von historischen und eigenen Fotos im analogen Film, die Historisierung und Aneignung des ganzen Platzes, die spezifische Annäherung an die Feuerwerkskunst, die Distelzucht, die Verwendung von Kompott - von »KAPUTT«, wie mein Großvater zu sagen pflegte, die Erfindung und Produktion der Matzi-Bausteine oder der Nachbau des Feuerwerk-Häuschens für Ausstellungsräume; alles potentielle Bestandteile einer kommenden Trauerarbeit.

Das FEUERWERK fehlt. Wie gleichgültig solche Abrisse ablaufen. Am Schluss hat sogar ein Mensch im kleinen Haus gewohnt. Jetzt steht ein Stromkasten an der Stelle. Daneben wächst immerhin eine große Distel. Aber was ist mit all den Nutzer:innen, die unter die Räder kommen? Egal? Was ist mit den sozialen Netzen, Wegen, Beziehungen, Nischen, Plätzen, die solchermaßen mitzerstört und plattgemacht werden. Wer kümmert sich darum? Niemand. Selbstgemachte Hütten, wilde Spielplätze, Sitze, Pflanzen oder Tiere sind am Plan nicht eingezeichnet.

Was wäre eine Stadtentwicklung von unten? Eine andere städtebauliche Praxis, wo bestehende Ressourcen, Naturverhältnisse, kleine Bauwerke, Menschen mit ihren Erfahrung nicht plattgemacht werden? Sondern fortbestehen und weiter leben. Luftgepinste, Träumereien, sagen die Stadtentwickler und Investoren. Es ist zum Weinen.

Man darf sich keiner Illusion hingeben. Eine Auseinandersetzung mit Gentrifizierung zeigt, dass Stadtentwicklung in kapitalistischer Vergesellschaftung immer auch Klassenkampf ist. Die pseudo-partizipativen Instrumente sind Nebelgranaten. Die Zerstörung von »armen Nachbarschaften«, die Vertreibung von »sozial schwachen Menschen« ist durchaus Teil des Plans, kein Kollateralschaden.

In Wien lautete die Begründung für alle städtebaulichen Maßnahmen in den zurückliegenden Jahren: Die Stadt wachse, es brauche leistbaren Wohnraum und Nachverdichtung. Aber auch diese Story bröckelt angesichts der weiter steigenden Wohnungspreise,

horrenden Mieten. Wer profitiert von den Hochhausprojekten, von halb/privatisierten Stadtgebieten, von den Büro- oder Hotel-Neubauten, die allerorts aus dem Boden gestampft werden, die niemand braucht? Nichts ist dadurch günstiger geworden.

Wien ist nicht wiederzuerkennen. Die Veränderungen im Stadtbild sind nicht einfach zu verarbeiten. Allerdings hat die demokratische Kultur Schaden genommen. Die Einbindung der arbeitenden Klasse in politische Prozesse ist durch den Geist des Neoliberalismus gründlich beschädigt worden. Wer wählt in Wien? Mit der realen sozialen Distanz von Reich zu Arm wächst die Ungerechtigkeit, entschwinden die Zonen des Austausches, wachsen die Ungetüme und Schreckgespenster, Monster heran. Fehlende demokratische Teilhabe führt zu Ohnmachtsgefühlen und macht Städtebau und Stadtentwicklung zu naturhaften fixen Gegebenheiten.

Ein brennendes Auto. I couldn't car less.

Zurück zum Matzleinsdorfer Platz: Die U-Bahn kommt. Überall wird gebaut, Fahrbahnen umgeleitet und Betonsperren aufgestellt, Rampen errichtet und Löcher gegraben. Es ist heiß, laut und ungemütlich.

Die letzten unverbauten, offenen Grundstücke stehen vor einer Umwidmung. Mehr Wohnbauten, Hotels, Hochhäuser, Bürobauten, vielleicht auch eine Shopping Mall sollen kommen. Die Aussichten darauf machen mich traurig. Ich will nicht, dass mein Matzleinsdorfer Platz, für den sich jahrelang niemand interessierte, um den sich niemand kümmerte und über den alle nur drübergefahren sind, dass mein Matzi dann aussehen wird wie alle anderen Neubauviertel in Wien. Noch mehr Beton, noch mehr Hitze. Ein Mehrwert für alle? Der öffentlich zugängliche Grünraum? Ein privater Innenhof mit zehn Zentimeter Rasen auf einer Betondecke. Mehrwert und Profit tragen private Unternehmen heim. Die Autos bleiben. Die negativen Effekte werden alle tragen. Kapitalismus ist für immer. Möchte man zynisch anmerken.

Abgerissen wird immer

Die Geschichte von Matzleinsdorf ist voll mit Abrissen. Trotz massiver Interventionen beim Denkmalamt bis hin zum Thronfolger kam es Anfang des 20. Jahrhunderts zum Abriss der Delinquentenkapelle, die als Teil der Grenzstation lange den Platz mitgeprägt hat und im Zuge der Auflösung und Privatisierung des Linienwalls verkauft worden war. Die Kapelle war alt, Teile davon sollten im Museum eingelagert, das Gebäude fotogrammetrisch erfasst und an anderer Stelle wieder errichtet werden. Dazu ist es nie gekommen. Delinquentenkapelle hieß die Kapelle, weil zum Tode verurteilte Personen am Matzleinsdorferplatz die letzte Gelegenheit zum Gebet vorfanden, bevor sie oben bei der Spinnerin am Kreuz hingerichtet wurden.

Nicht alle werden der Kapelle nachgetrauert haben, aber die massive Veränderungen im Wiener Stadtbild des 19. Jahrhunderts, kristallisiert an solchen Orten, hat eine breit gefächerte Alt-Wien-Nostalgie produziert. In Liedern werden die Luft, die Heimat und die guten Wirtshäuser im alten Matzleinsdorf besungen. Die Nostalgie hat einen konservativen Anstrich.

Gab es im 19. Jahrhundert einen breiteren Widerstand von Unterschichten, von armen Communities und von Arbeiter_innen gegen die Zerstörung ihrer gewohnten Wohn- und Lebensverhältnisse? Es gab Unruhen, Aufstände und Riots. Die Angst saß dem Adel im Nacken. Welche Erfahrungen machten Arbeiter:innen, die zuerst vom Land in die Stadt zogen und dann den rasanten Wandel in der Stadt durchmachten, womöglich mehrmals ihr Zuhause verloren? Haben sie ihr Glück woanders gefunden? Wie sind die Leute damit umgegangen? Trugen sie am Ende ein Foto von Alt-Matzleinsdorf bei sich?

Abrisse, Stadterneuerungen und Beseitigung von alten Stadtvierteln begründeten die Verantwortlichen im 19. Jahrhundert mit den Schlagworten »Assanierung« und »Hygiene«, oft vermischt mit bürgerlich moralischen Argumentationslinien. Schmutz, Sex, Kriminalität, Faulheit, Trunksucht, Gewalt etc. wurde mit gewissen Stadtteilen und sozialen Milieus assoziiert und nicht mit anderen.

Sauberkeit war immer schon ein hervorragendes Instrument, eine Waffe des Kapitals.

In Englands Städten bildeten sich im Zuge der sogenannten slum clearances Ende des 19. Jahrhunderts populäre Protest-Gruppen, die sich gegen das militärische und moralische Auftreten der Heilsarmee in ihren Nachbarschaften wehrten. Sie nannten sich »Skeleton Army«, parodierten Slogans der Heilsarmee, trugen Totenkopffahnen, produzierten Flugschriften und stellten sich gegen die Märsche der Heilsarmee. »Blood and Thunder« oder »Beer, Beef and Bako« statt »Suppe, Seife, Seelenheil«, waren ihre Parolen. Eine Zeit lang erhielt sie eine breite Zustimmung.

Mein liebstes Skelett befindet sich heute im Bestattungsmuseum Wien und war Teil des schmiedeeisernen Eingangstors des katholischen Friedhofs in Matzleinsdorf. Schwungvoll schneidet es mit einer Sense eine Blume ab. Daneben liegt als weiteres Zeichen der Vergänglichkeit eine Sanduhr.

Rauchfangkehrerkirche 1965

Ein weiterer prominenter Abriss in der Geschichte von Matzleinsdorf war die Demolierung der spätbarocken Florianikirche auf der heutigen Wiedner Hauptstraße im Jahr 1965. Sie stand mitten auf der Straße, inmitten des Verkehrs – sie war im Weg und musste der neu errichteten Unterpflasterstraßenbahn und dem wachsenden Autoverkehr weichen; die Kirche wurde als moderner Neubau am Rande wiedererrichtet. Auch bei der sogenannten Rauchfangkehrerkirche gab es Protest und Unmut. Die moderne, autogerechte und sozialdemokratische Stadtpolitik der Nachkriegszeit hatte jedoch eine Strahlkraft und war populär. Man kann nur staunen, welche Menschenmassen zu Eröffnungen von Brücken oder Verkehrsbauwerken (Kreuzungen) wie dem Matzleinsdorfer Platz pilgerten und den Stadtvätern zujubelten. Selbst die katholische Kirche war vom modernen Zeitgeist erfasst, baute moderne Kirchen und segnete Autos am Altar. Rock and Roll.

Hollywood nutzte die Gelegenheit, als fast zur gleichen Zeit im Norden der Tschechoslowakei die historische Altstadt Most (Brüx) aufgrund eines Kohlebergbaus dem Erdboden gleich gemacht wurde, und verwendete die ruinierte Stadt als Kulisse für den Kriegsfilm »Die Brücke von Vermagen«. Die Filmcrew sprengte »filmgerecht« Häuser, während die Bevölkerung in die neue Stadt umgesiedelt wurde. Nur die gotische Kirche wurde als Demonstration der Ingenieurskünste auf Schienen gesetzt und fast einen Kilometer verschoben. An den Rand der Grube.

Ich erinnere mich an ein Video von der Kirchenverschiebung, das ich beim Besuch gekauft und sehr amüsant gefunden habe. Vom Umgang der Menschen mit ihrem Verlust weiß ich leider nichts. Die nördböhmische Landschaft hat extreme Umwälzungen erlebt.

Heute nennt man das Extraktivismus. In der Geschichte des Kapitalismus und unter kolonialen Vorzeichen wurden immer Menschen durch Großbauprojekte von ihrem Land vertrieben, Orte wurden zerstört und Naturressourcen ausgebeutet. Zu Anbeginn kapitalistischer Bodenpolitik kam es zu einer breiten »Einhegung« von Land, zur Beseitigung von gemeinsam genutzten Commons, was wiederum ein massive Vertreibung der ortsansässigen Bevölkerung zur Folge hatte.

Wie Veränderungen von Stadtteilen und ganzen Landschaften kollektiv verarbeitet werden könnten, zeigen die Geschichtswerkstätten. Ein Sammelbegriff für verschiedene Geschichtsruppen in den 1970er und 1980er Jahren, deren Interesse es war, neue und offenere Zugänge zur Geschichtsrbeit, sowie neue Formate und Methoden gemeinsam zu entwickeln, eine »Geschichte von unten« zu betreiben. In Verbindung mit anderen sozialen Bewegungen erforschten diese Gruppen Stadtteile, die eigene (verloren gegangene) Arbeit oder setzten sich mit Alltagsgeschichte von Unterschichten oder mit der lokalen NS-Geschichte auseinander. Sie etablierten die Oral History, die erzählte Lebensgeschichte als relevante Quelle. Häufig arbeiteten die Geschichtsrerkstätten interdisziplinär, die Grenzen zwischen Vermittlung, Ausstellungsdesign, Produktion von Publikation, Recherche und Protest war fließend.

Auch wenn Trauer – soweit ich weiß – in den Geschichtswerkstätten nicht explizit Thema war, das Reden über und Beforschen der eigenen Arbeitsverhältnisse oder des eigenen Stadtteils hatte in dieser Hinsicht zweifellos eine therapeutische Note – nicht ganz zufällig kamen die Modelle in späterer Folge im Kontext von Erwerbslosen-Kursen oder in der therapeutischen Theaterarbeit zum Einsatz. Forschungsprojekte, die zum Ziel hatten, das zukünftige Potential einer postindustriellen Landschaft zu ergründen, fanden Anklang, wurden finanziert.

Durch die Deindustrialisierung veränderten sich Landstriche in westeuropäischen Staaten fundamental. Leute verloren ihre Arbeitsplätze, soziale Beziehungen, die über die Arbeit definiert waren, brachen weg, die Gewerkschaften verloren an Bedeutung. Eine frühe Geschichtswerkstatt im Ruhrgebiet publizierte ein Buch, das weite Verbreitung fand und den Titel »Kohle war nicht alles« trug.

Erinnerungsarbeit, das praktische Arbeiten mit Materialien, mit Quellen und die Zusammenkunft in Werkstätten und Clubs, die Auseinandersetzung mit heiklen oder traumatischen Aspekten von lokaler Geschichte, mit Täterschaft, das alles hatte eine Funktion, die mit Trauerarbeit – wie wir sie uns wünschen – vergleichbar ist. Reflexiv und widerständig.

Im Geschichteclub Stahl kamen gekündigte Angestellte und gekündigte Arbeiter des Vöst Stahlwerks in den 1980er Jahren zusammen, um die Geschichte des Werks und die eigenen Arbeitsverhältnisse zu dokumentieren und einen kulturellen Treffpunkt zu entwickeln. Vor allem von männlicher Seite gab es eine starke Identifikation mit dem Stahlwerk.

Die Sprengung der Sozialen Wohnbauten von der Firma Vöst am Linzer Harter Plateau glich einem Volksfest, zuvor war das Wohnen in den Blöcken medial und durch politische Kommentare als gefährlich, heruntergekommen, sozial problematisch beschrieben worden. Die Sprengung war live im ORF Landesprogramm zu sehen und danach als Video zu kaufen. Ab den 1970er Jahren kam es in den USA, aber auch in anderen Staaten, die eine neoliberale Ökonomie etablierten, zu solchen medial in Szene gesetzten Sprengungen von großen Sozialbauten. Zuvor durchliefen die Bauten Phasen der Abwertung.

Erstaunlich ist bei der Recherche von solchen Abrissen, dass ganz viele Kommentare von Frauen betonen, wie gut das Leben in den jeweiligen Sozialbauten war – gute Nachbarschaften, moderne Wohnverhältnisse – und wie traurig und deprimiert sie bei der Sprengung gewesen waren:

An die Sprengung kann ich mich noch genau erinnern. Es war ein Palmsonntag, an dem ich mir extra freigenommen habe. Alle meine Kinder waren an diesem Tag dabei. Es war ein sehr trauriger und emotionaler Moment als die Gemäuer in sich zusammenbrachen. Als die Staubwolke auf uns zukam, rannten wir auf einmal alle weg. Das war ein wirklich schlimmer Sonntag! Es ist, als hätten sie mir ein Viertel meines Lebens genommen. (ehemalige Bewohnerin)

Geschichtswerkstätten kenne ich von meinem Vater, die Pa-
role »Grabe wo du stehst« fand ich als Kind schon interessant. In meiner Beschäftigung mit den Geschichtswerkstätten habe ich mich stark gemacht für eine Geschichtsarbeit, die nicht nur gräbt, sondern auch baut (Baue wo du stehst). Dem Graben, den Wurzeln (und Heimat) stand ich kritisch gegenüber. Heute sage ich, es muss beides sein. Von unten und radikal offen, etwas Unabgeschlossenes.

Was sind die Bauteile einer guten kollektiven Kultur des Trauerns um ein Zuhause, um verlorene Orte und Häuschen? Ich glaube es ist wichtig, eine herrschafts- und machtkritische Theorie und Praxis von unten zu entwickeln, die Naturverhältnisse und kapitalistische Verhältnisse im gleichen Maße reflektiert und nicht verklärt oder verdrängt. Außerdem: Egal ob Eigentum oder Mietwohnung, in der Tauer gibt es keine Ungleichheit, alle sind gleich.

Anders gesagt: Alle Aspekte, die eine rechte und rechtsextreme Ideologie kennzeichnen, sind einer guten Trauerarbeit abträglich. Die Naturalisierung von gesellschaftlichen Konflikten und Verhältnissen, die Betonung von Ungleichheit, die identitäre Affirmation von Ordnung, die Pseudo-Revolt, der Kult um männliche Stärke und verdrängte Schwächen, der Hang zum ästhetischen Kitsch und Pathos, alles Bausteine einer ungesunden Trauer.

Trauerrepertoire

Every form of collective action we know – boring A to B marches to barricades, hunger strikes to boycotts, flash mobs to occupy camps – emerged out of the coordinated imaginations of people in struggle. (S. 21, Fremeaux, Jordan: We are ›Nature‹ Defending Itself)

Kurze Zeit nach dem Abriss vom FEUERWERK wurde ich eingeladen, einen künstlerischen Buchbeitrag zum Thema »New Rituals« zu produzieren. Ich stimmte gerne zu und wusste bald, dass ich zum Abriss von meinem Häuschen und bekannten Abrissen von großen Sozialbauten arbeiten will. Ich realisierte bald, dass ich keinen Bezug zu Ritualen habe.

Ich griff auf das Repertoire meiner künstlerischen Praxis, die hauptsächlich draußen stattfindet, zurück. Verwendete Kartonbausteine, produzierte eine trauernde, sitzende Figur, nahm Treibholz, machte einen Trauer-Kreis mit schwarzen Disteln, dem Matzleinsdorfer Friedhofsskelett und den Worten »Every Thing Must Die«, nahm pyrotechnischen bunten Rauch, Kerzen und baute alles zusammen. Dort, wo das FEUERWERK gestanden hatte. In diesem Setting schnitt ich mir die Zehennägel und trug dabei die alte Armbanduhr von meinem verstorbenen Vater. Ein Freund fotografierte die analoge Fotostrecke. Am treffendsten war dann das Foto, wo am wenigsten drauf ist, das nur halb belichtet ist und einen für fotografisches Material am Anfang und Ende typischen feurigen Farbverlauf zeigt.

Schotterstraße

Ritual is the theater of magic: transformation through communication. It is the ancestor of all art and its future if we want to build worlds that reclaim the commons, rather than nourish extractivist culture. Like carnival, ritual erases the space between performer und public, life and art. It replaces extractivism with care, representation with reciprocity, and it gives back the force of a specific time, place, and community to art. (ebd. S. 117)

Was sind Formen der Trauer, was können Bestandteile von Taueritualen für abgerissene, für abgebrannte, für verschwundene Orte sein?

Gordon Matta-Clark hat Kunstwerke geschaffen, indem er große Löcher in alte Gebäude geschnitten hat, die »Cuttings«. Löcher, runde Löcher assoziiere ich mit Trauer, mit Tod und dem Verschwinden. Es bleibt ein Loch.

Vor Jahren bin ich am Radweg am neuen Hauptbahnhof vorbei gekommen und sah eine zugedeckte tote Person am Boden neben einem Rad liegen. Zwei Tage später war schon keine Spur mehr von dem herzzerreißenden Unfall. Ich denke öfters daran und wollte, dass irgendetwas an dem Ort an die Person erinnert – ich fände ein schwarzes Loch im Boden stimmig.

Die runde Form hat etwas Endloses. Das Rechteckige am Friedhof finde ich abschreckend. Gibt es runde Grundstücke? Unterlaufen runde Grundstücke die Verwertungslogik des Kapitals? Wie sakrale Orte und Räume dem Markt entzogen waren und deswegen als heidnischer Unsinn bekämpft wurden. Sollte die Trauer nicht ganz allgemein ein Ort sein, der dem kapitalistischen Alltag und dessen Logik entgegensteht?!

Ich sammle seit Jahren abgeschliffenes Schwemmglass am Schotterstrand unweit meines alten Zuhauses. Steine, auch Treibholz und zerbrochene stumpfe Glasstücke sind gutes Trauermaterial. In Baulücken und an Brachen in der Stadt gibt es genügend Treibgut, Schutt und Abfall. In den Gstättn wachsen schöne Blumen, Disteln.

OSB Burning

OSB-Platten kommen sowohl bei aktuellen Protestbauten als auch bei Häusern zum Einsatz, die Eigentümer vor Vandalismus und Besetzung bewahren wollen. Fenster und Türen sind mit OSB verschlossen.

Die Nordbahnhofhalle in Wien und ein Protestcamp wurden durch Brandstiftung zerstört. Für eine gewisse Zeit lagen ein paar der

verkohlten Balken von der Nordbahnhalle in den Gängen der ehemaligen Wirtschaftsuni. Der Geruch war sehr prägnant. Verbrannte Holzoberflächen sind derzeit beliebt. Auch die Sonne verbrennt draußen das Holz. Das Holz wird haltbarer.

Ich flämme OSB-Platten. Die geschwärzten Oberflächen sind elegant. Wir bauen ein neues FEUERWERK. ●

Hasankeyf: Loss, Grief, and Nostalgia

Bahar Aykan

The historic town of Hasankeyf was located besides the River Tigris in Türkiye's southeastern province of Batman (fig. 1). I use past tense here because Hasankeyf as we knew it is no more. Despite plausible alternative scenarios and a highly-mobilized opposition, it was flooded by the reservoir waters of the Ilisu Dam in 2020 (fig. 2). The private lands and houses intended for submersion were expropriated from the owners in exchange for cash compensation. Hasankeyf had a population of around 3,500 people; a resettlement program was launched to relocate them to higher ground across the river in a brand new town, called »New Hasankeyf« by the locals. It was built from scratch on about 300 hectares of undeveloped land by the state-owned construction agency TOKİ (fig. 3).

I visited Hasankeyf and had numerous exchanges with residents there several times before, during, and after the submersion. Each trip was heartbreaking and filled me with frustration and despair. But this article is not about my loss or grief. The aim is to bring to the forefront the first-hand accounts and experiences of residents in their own voices. What have they lost? What do they grieve for? How are they adapting to their new lives?

Hasankeyf had at least 10,000 years of continuous settlement— one of the oldest known examples on Earth. The human-made cave dwellings from the Neolithic period, a Byzantine castle from the 4th century, the remains of a 12th-century Artuqid palace and a four-arch bridge, and several tombs, hammams, and mosques from the Seljuk Empire, Ayyubid Dynasty, Aq Qoyunlu Dynasty, and Ottoman Empire stood side by side. Rescue excavations were carried out in this multilayered archeological site until the very end. Some historical monuments were relocated to a cultural park near New Hasankeyf.

Hasankeyf's population consists mainly of two minority groups, Arabs and Muslim Kurds. Until the 1960s, many townspeople lived in ancient cave dwellings without electricity or water (fig. 4). Rug-weaving was the main economic activity back then. I was told that a man couldn't get married if he did not know how to weave a rug. Then tourism became the chief source of income. Older inhabitants remember how Hasankeyf bustled with Western European and domestic tourists. The number of tourists dropped in the 1990s due to clashes between the Kurdistan Workers' Party (PKK) and the Turkish security forces in the region. Yet Hasankeyf was still attracting enough tourists to keep the local economy going.

The construction plans for the Ilisu Dam stretch back to the 1950s. In the 1980s, it was incorporated into the Southeastern Anatolia Project (known as GAP) - a comprehensive and highly controversial development project that aims to irrigate 8.5 million hectares of land and improve agriculture in the region.¹ Türkiye tried to finance the Ilisu Dam's construction twice, in 1996 and 2005, via international consortiums as a build-operate-transfer agreement. Both attempts failed due to strong international opposition from environmental and human rights groups who claimed that the Dam would lead to the displacement of thousands of people, that many people would lose their livelihoods, and that it would destroy the region's environmental and cultural heritage. Iraq and Syria also opposed the Dam's construction because it would grant control of the River Tigris' water flow to Türkiye. The consequence was the dissolution of both consortiums. However, the Turkish government continued construction with financing from several domestic banks.²

The Ilisu Dam is essential for the government to supply Türkiye's energy needs and foster agricultural transformation and prosperity in the region.³ In addition, resettlement in New Hasankeyf would increase the living standards of Hasankeyf's inhabitants. In the words of the then Minister of Agriculture and Forestry, Bekir Pakdemirli, they »will continue their lives in comfort ... in spacious modern houses.«⁴ Many residents, however,

were unwilling to move because they felt a strong attachment to the historic town and enjoyed the rural lifestyle and close social ties therein.⁵ As Mehmet⁶, a young local activist, explained during our interview in 2019:

It is very hard for us to leave our lives behind. We got used to the greenery. We have gardens here, animals; we grow figs and grapes. The gardens will be tiny in the new town. The water has terrible quality, and the soil is so infertile ... I think the elderly would be the most affected. I am afraid many will pass away within months after resettlement. Here they have a different daily routine: meet their friends regularly, eat lunch, go to the mosque together, etc. Praying in an ancient mosque has a different feeling for them. But now, their daily routine will change drastically. The neighborly relations will be destroyed.

**The Submerge: »Everything was covered
by a huge cloud of sadness«**

Within a few months following this interview, water started to build up behind the Ilisu Dam. It took approximately ten months for Hasankeyf to submerge (fig. 5). Most residents moved to New Hasankeyf and witnessed the disappearance of their livelihoods each day from across the river. Leyla, a native of Hasankeyf in her 20s, sums up well the feeling of grief that was evoked by displacement and loss:

There was silence in New Hasankeyf. Everything was covered by a huge cloud of sadness. People were hardly talking to each other. Most of us still couldn't believe that our town with such a history was submerging. There was no such place anywhere on Earth!

Ahmet is also in his 20s. He resettled in New Hasankeyf during the submersion, though he regularly visited the old town to help other families relocate:

It was tragic. Mothers were crying ... This woman insisted on not moving out even when the water came to her front door. It took us a long time to convince her. She lived there for months without water and electricity.

Another native, fifty-five-year-old Recep, recalls how his »feeling of grief was inexpressible« during the submersion but adds that he still felt fortunate because his family was eligible for purchasing a house under the resettlement program:

It is impossible to describe my sadness to you. The water was rising around a meter each day. I often walked along the shore, watching my life, house, and town drowning little by little. Everybody was so depressed, but I also remember considering myself lucky. Some had to stay in their homes until the last moment because they were denied housing in New Hasankeyf.

The resettlement program allowed Hasankeyf's residents to purchase TOKİ houses with long-term mortgage loans, and no interest and payback for the first five years. But unmarried couples and bachelors were excluded from this loan; only »families«—as defined by Article 17 of Housing Law 5543— were eligible to apply.⁷ Erdal is in his late teens; he and his mother used to own a house in Hasankeyf. He explains the hardships they have been through after being denied housing:

My mum and dad were not officially married when my father passed away. So, my mom and I couldn't get a loan. We stayed for months without electricity and water. Then we lived with some relatives in New Hasankeyf. Eventually, TOKİ gave her a place to stay: an apartment in those three-story buildings for the public officers. I should rather say »sell« a place. I don't know how we will pay the loan. The apartment is three times more expensive than the houses in the resettlement program.

A 40-year-old bachelor, Ali, who owned a house in downtown Hasankeyf and a restaurant overlooking the River Tigris, is another victim:

I was a bachelor at the time, which meant I was eligible neither for a house nor a shop. I live with my parents now. I opened a court case too, but nothing came of it. I worked abroad for years, came back, and invested in Hasankeyf. I spent all my money here. Now it is all gone, garbage ...

Life in New Hasankeyf: »They buried us in the dust«

Three years have passed since the submersion. Hasankeyf's former residents remain emotionally attached to their memories of the old town and mourn for what they have lost, young and old, woman and man alike:

You know all children have a favorite toy. Hasankeyf was that for me ... My favorite toys were the Zeynel Bey tomb, the castle, and the caves. I am not the only one. Everyone who grew up there is grieving. (Mehmet, 25 years old)

We had a different spirit there. We lived inside history. ... You would find history wherever you dug. It is all flooded now. This left a black wound in all of us, and its pain never goes away. (Esma, 43 years old)

I miss old Hasankeyf so much; it was such a special place! It smelled of history. Each monument had a different smell; it's hard to describe. But all is lost, and there is no turning back. Hasankeyf had trees; it was green. Now, all we see here is dust and concrete. (Şerife, 62 years old)

I mourn for my history, my culture, my childhood ... In my dreams, I am still in old Hasankeyf. We lost everything there; our identity, dignity, social relations ... Before, nobody would stay in their house. Everyone was out on the streets or along the river. I could always hear children chirping outside. Now there is no one on the streets. We hardly see our friends and relatives. (Hamdi, 52 years old)

The historian David Lowenthal claims that nostalgia is »often for past thoughts rather than past things«. ⁸ Whether fake or real, it is

a way of relating to a vanished and longed-for past in the present. For Hasankeyf's former residents, nostalgia serves as a means of dealing with grief. No matter what the talk is about, in the end, the conversation always comes back to their previous lives. Each time there is a strong hint of nostalgia as they recall Hasankeyf's history, greenery, liveliness, and intimate social relations. When I mentioned this to Şerife, a native of Hasankeyf in her 60s, she said this is also the case when locals get together with friends and family: »Everyone lives in the past; this is how we cope with sadness, I guess; plus, our new lives make us miss what we lost even more.«

New Hasankeyf resembles a vast residential suburban neighborhood, but without an urb to be sub to. More than 800 housing units were built as part of the resettlement program, which divided the town into various residential districts separated by wide roads. There are a small number of commercial businesses but no factories or manufacturing facilities in town. Residents depend on Batman, 40 km away, for many necessities.

The residential districts are composed of clusters of single-story, three-bedroom houses with private gardens. Various public buildings (schools, mosques, residences for public officers, a hospital, gymnasium, police station, postal service unit, library, and so forth) and a few commercial shops are scattered around the residential zones. The commercial section and tourism-related facilities are located far from the houses by the shore. Businesses are mainly concentrated in the commercial area called the Hasankeyf Bazaar, also built by TOKİ as a closed marketplace with around one hundred small identical shops. The only deli, butcher, and pharmacy in town are located there. Three stores are used as political party offices, and there are a couple of traditional coffee houses which male residents regularly attend to play games and converse. The rest of the shops serve as cafes, restaurants, and souvenir shops that cater to tourists. However, more than two thirds of the shops lie vacant at present (fig. 6). A shop owner, Yasin, explains why:

I used to own a shop in old Hasankeyf in the historic bazaar. That's how I received a shop in the new marketplace as well. I don't pay rent here, but I



Fig. 1: Hasankeyf before its submersion. Photo: Bahar Aykan, 2019



Fig. 3: A panoramic view of New Hasankeyf. Photo: Bahar Aykan, 2022



Fig. 2: Hasankeyf after its submersion. The downtown area is completely flooded; only the uptown area - the Byzantine Castle and some ancient cave dwellings - have survived. There was no settlement at the uptown area before the submersion. Photo: Metin Yokus, 2021



Fig. 4: The last surviving cave dwelling (above) and a view of Hasankeyf from a cave used as a café (below); both are now submerged. Photos: Bahar Aykan, 2019



Fig. 5: Relocation of graves to New Hasankeyf Cemetery
Photo: Metin Yokus, 2019



Fig. 7: On the left, the new houses and dusty side streets. On the right, a family with a suitcase carrying their shopping items from the supermarket located at the top of the hill. Photos: Bahar Aykan, 2022



Fig. 6: Existing and vacant shops in the New Hasankeyf Bazaar
Photos: Bahar Aykan, 2022





Fig. 8: The new hospital building (above) and Hasankeyf Park (below) which was built in 2021. It is frequented by the locals and is the only public space with vegetation. Photos: Bahar Aykan, 2022

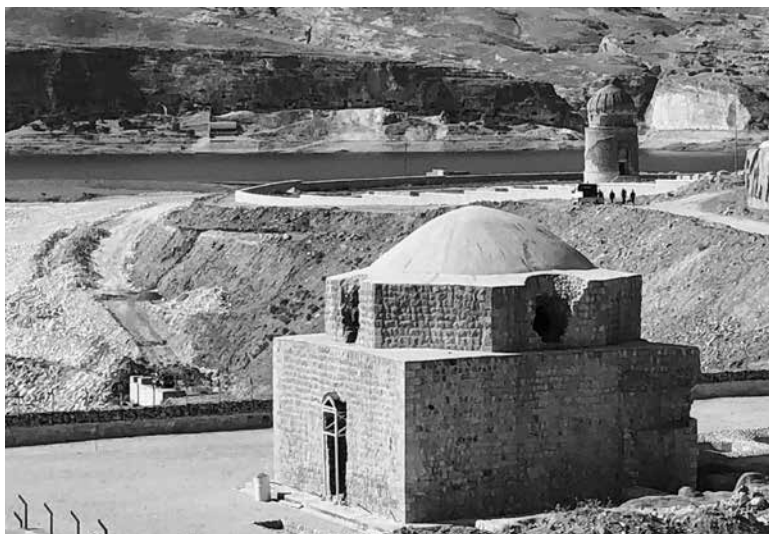


Fig. 9: The Zawiya of Imam Abdullah (above) and the Artuqid Bath with Zeynel Bey Tomb in the background (below). Photos: Bahar Aykan, 2022

had to close it seven or eight months ago. Locals do not come to the bazaar. And my shop is at the very end; very few tourists walk up there to shop.

Except for the coffee houses, few locals frequent the new bazaar. There is no public transportation within town boundaries, and the districts are far apart. Moreover, as the town is situated on a hill, steep slopes make it difficult to walk between the lower and upper areas (fig. 7). There are hourly minibuses between Hasankeyf and Batman, and many inhabitants travel there for supplies and services. For Elif, a native of Hasankeyf in her 50s, Hasankeyf was self-sufficient due to its bustling little economy; in comparison, the new town is more like a »dormitory«:

We must go to Batman for everything. For clothing, school supplies, medical necessities, you name it. There is nothing here, just houses next to one another. When you go to the pharmacy, they tell you that your prescription is in Batman ... There is a huge hospital building, but the inside is empty. There is no gynecologist, dentist, or internist. There is no ultrasound. It only has two family doctors and a 24-hour emergency service ... Farmers from surrounding villages used to come to old Hasankeyf to sell their vegetables, milk, and yogurt. Now we are longing for fresh vegetables. We are deprived of everything here.

In a similar vein, Samiye, a mother of three young children, likens New Hasankeyf to a »ghost town« (fig. 8). According to her, one main problem is the absence of public activities and social contact; the new living conditions have made all residents, especially women, more isolated and home-bound:

There was friendship, joy, and peace. There were close neighborly relations; the streets were lively. After 4 o'clock, we would gather on the streets to chat, or walk along the River Tigris, always in large groups. We would go for picnics or up to the castle on certain days. Here the streets are empty, and everyone is at home. I can't even visit my relatives. They live all the way up on the hill. I can't see any hope here for my kids. There are no jobs; there is no light.

New Hasankeyf has few employment opportunities. Many young locals work seasonally in the Aegean coastal resort towns such as Marmaris and Bodrum.⁹ For the locals, this is because fewer tourists now visit Hasankeyf. Plus, when they do, they spend less time and leave without contributing to the local economy. Currently, there is only one hotel managed by the Hasankeyf Vocational School of Batman University, and tourists do not frequent it. All tourist attractions are concentrated in the New Cultural Park, which is set up alongside the town above the water reservoir. The park has an open-air museum exhibiting historical monuments saved from the flood (fig. 9). It also contains the Hasankeyf Museum opened in 2018 to exhibit the artifacts found in rescue excavations.¹⁰ From the museum, tourists can follow a path and take a boat tour to visit the castle and ancient caves. A cooperative of local families runs the boat tour. The cooperative members complain that their salary hardly makes ends meet because few tourists visit New Hasankeyf. Mehmet, who now co-runs a well-located restaurant in the bazaar overlooking both the New Cultural Park and the water reservoir, sums up the situation:

In old Hasankeyf there was tourism. Thanks to that, the grocery, deli, bakery ... everyone, over 100 shopkeepers, were earning money. Others could work as tourist guides or sell river fish, grapes, or water. We resettled here, and there are 15 or 20 shopkeepers at present. And what are the rest doing? Nothing; they are unemployed ... Why did tourists visit Hasankeyf before? For its history. Now I can't see any history. That's the reason why tourists don't come anymore. I am glad that they relocated the monuments, but they don't mean much, next to each other in a cultural park. Old Hasankeyf had a unique landscape. The package tours spent more time back then. Currently, some tour buses arrive around noon but stay no more than 20 minutes.

»Desert«, »isolation«, and »silence« are the three most used words when locals describe New Hasankeyf. They often express their discontent as such: »they left us alone in this bone-dry

desert«, »they buried us in the dust«, and »they threw us in the middle of this concrete«. Not surprisingly, many inhabitants, especially the younger generation, want to leave the town to start a new life. A middle-aged native, Hamdi, had a low-paying but steady job in Hasankeyf, now he is unemployed. He also considers moving to Batman in the future:

I can't live here; I feel like I'm drowning in this desert. There are no trees; there are no jobs. Those who can, leave. None of us are happy with our lives.

With its concrete architecture, lack of greenery, and dusty empty streets, New Hasankeyf is a sharp contrast to the old town and has failed to meet the sociocultural and economic aspirations of its inhabitants. For them, there are no prospects and no future in New Hasankeyf. ●

- 1 Komuscu, Ali Umran, »Implications of Climate Change for Soil Moisture Availability in Turkey's Southeastern Anatolia Project Region«, Drought Network News (1994–2001), 1998, 48, <http://digitalcommons.unl.edu/droughtnetnews/48>
- 2 This provoked a highly mobilized opposition at the regional level. In 2006, 86 municipalities, professional associations, trade unions, and local environmental and human rights groups in the region founded a coalition called the Initiative to Keep Hasankeyf Alive. The Initiative called for an alternative plan to protect Hasankeyf as a World Heritage Site and develop tourism to enhance the socioeconomic situation of its inhabitants. With support from national and international NGOs, the Initiative spearheaded a powerful campaign to the bitter end. www.hasankeyfgirisimi.net
- 3 The Ilisu Dam did not only destroy Hasankeyf, but around 200 settlement areas were flooded. See, for instance, a documentary by Metin Yokus, titled *Siya Avê/Suyun Gölgesi*. www.youtube.com/watch?v=86Bijdw8PRK
- 4 Ünal, Arife Yıldız, »Yeni ve Modern Hasankeyf'te sona gelindi.« Anadolu Ajansı, 14 August, 2019. www.aa.com.tr/tr/turkiye/yeni-ve-modern-hasankeyfte-sona-gelindi-/1556241
- 5 In a survey conducted in 2012 with Hasankeyf's inhabitants, a national environmental NGO, Doğa Derneği, found out that of 357 residents, only 21% were willing to relocate. The most-cited reasons were love of Hasankeyf, attachment to the past, and visits to holy places and graveyards. Having a »beautiful home« and a garden was also a common answer. www.dogadernegi.org/wp-content/uploads/2015/10/HASANKEYF-SURVEY-REPORT-Summary.pdf
- 6 Names of residents have been changed for reasons of confidentiality.
- 7 »Turkish state's exclusion of bachelors from housing in new Hasankeyf violation of rights: Top court.« Duvar English, 28 September, 2021. www.duvarenglish.com/turkish-states-exclusion-of-bachelors-from-housing-in-new-hasankeyf-violation-of-rights-top-court-news-58994
- 8 Lowenthal, David. *The past is a foreign country - revisited*. Cambridge University Press, 2015. See also, Mills, Amy. *Streets of Memory: Landscape, tolerance, and national identity in Istanbul*. University of Georgia Press, 2010
- 9 As of 2022, Hasankeyf ranks 781st among 973 districts in the Socioeconomic Development Index published by the Ministry of Industry and Technology. www.sanayi.gov.tr/merkez-birimi/b94224510b7b/sege/ilce-sege-raporlari
- 10 Together with the acquisition and donations of objects from the museums of Batman, Mardin, and Diyarbakır, the Hasankeyf Museum has a rich geomorphological, archaeological, and ethnographic collection from the region. Most package tours include a visit to the museum.

Warum der Grauner Kirchturm im See steht

Georg Lembergh

Als die Bewohner:innen des Südtiroler Dorfes Graun an einem Morgen im August 1950 durch ungewöhnlichen Lärm aus dem Schlaf gerissen werden, ist das Ende nah. In Rekordzeit hat die Elektrizitätsgesellschaft Montecatini aus Mailand eine Staumauer in die Nähe des uralten Fleckens gestellt. Immer wieder waren die Ingenieure durch das Dorf gegangen und hatten rote Markierungen auf die Häuser gemalt. In letzter Zeit waren sie dem Ort allerdings ferngeblieben und es war lang nichts geschehen. Bis zu diesem Tag.

Noch im Nachthemd stolpern die Dörfler:innen zu den tiefer gelegenen Kuhställen hinunter, aus denen panische Schreie dringen. Dort trauen sie ihren Augen nicht, die angebundenen Kühe stehen knietief im Wasser und zerran an ihren Ketten. Ohne Vorwarnung hat die Montecatini die Schleusen der Staumauer geschlossen und mit der Flutung des Staubeckens begonnen, in dem das schlafende Dorf liegt. Überfallsartig werden in den folgenden Wochen die Familien aus ihren Häusern getrieben und die Sprengmeister gehen ans Werk. Innerhalb kurzer Zeit ist vom blühenden Dorf nur mehr ein Trümmerhaufen übrig und die Einwohner:innen müssen ohnmächtig zusehen, wie ihre Heimat samt Wiesen und Feldern im Reschenstausee versinkt. Nur der romanische Kirchturm wird aus Denkmalschutzgründen stehen gelassen und ragt seitdem weithin sichtbar als eine Art Mahnmal aus der riesigen Wasserfläche.

72 Familien und über 600 Menschen werden vertrieben und über 150 Häuser zerstört. Die Dorfgemeinschaft wird auseinandergerissen, und ein Jahrhunderte altes soziales Gefüge findet ein jähes Ende.

Das Projekt des Reschenstausees und die Vehemenz, mit der die Grauner:innen vertrieben wurden, hat weit zurückreichende Ursachen. Nachdem Südtirol 1919 Italien zugesprochen worden war, brachten die darauffolgenden faschistischen Jahrzehnte unter

Mussolini ein Klima der Unterdrückung und Drangsalierung. Die deutschsprachige Minderheit sah sich im Rahmen der Italianisierung mit einer Flut von diskriminierenden Gesetzen und Verordnungen konfrontiert. So wurde die deutsche Sprache im öffentlichen Raum eingeschränkt, deutschsprachige Schulen verboten, und die Ortschaften bekamen italienische Fantasienamen. Im Bozner Becken wurden in großem Stil italienische Betriebe und Schwerindustrie angesiedelt, wodurch die Zahl der italienischen Einwohner:innen Bozens von wenigen Tausend im Jahr 1910 auf ca. 80.000 im Jahr 1939 stieg. Um den Energiehunger der wachsenden Industrie in Südtirol und von ganz Italien zu befriedigen, wurden unter Mussolini in ganz Südtirol kleinere und größere Elektrizitätswerke errichtet. In diese Zeit der Unterdrückung und Recht- und Wehrlosigkeit fällt die Seestauung am Reschenpass, dem die Grauner:innen kaum etwas entgegensetzen konnten. Die politische Autonomie der 1970er war noch in weiter Ferne.

Der Heimatverlust wog damals umso schwerer, als im Südtirol der 1950er-Jahre eben diese Heimat sehr eng gefasst war. Seit langem von Österreich getrennt und vom neuen, italienischen Staat drangsaliert, hielten sich hier lokale, bäuerliche Traditionen länger, waren Herkunft und Identität wichtiger als anderswo. Landes- und Sprachgrenzen hatten zu einem Dasein in isolierter Lage geführt. Deshalb war die Verwurzelung mit Grund und Boden besonders stark. Der Zusammenhalt der Dorfgemeinschaft, gemeinsame Sprache, Religion und Lebensweise spielten eine besonders wichtige Rolle. Viele Menschen waren in ihrem ganzen Leben nie weiter als bis in die Landeshauptstadt Bozen gekommen, bereits im übernächsten Dorf war man beinahe ein Fremder.

Obwohl die meisten Alt-Grauner:innen gute neue Heimaten fanden, hinterließ das Trauma der Vertreibung und die damit verbundene Hilflosigkeit tiefe Wunden, die häufig bis zum Tod kaum verheilt sind. Häufig fließen Tränen, wenn sie über diese Monate sprechen. Immer wieder ist die Rede davon, dass etliche von ihnen kein gutes Leben mehr gehabt haben und »verdrossen hätten«. Heute würde man wohl von Depressionen und posttraumatischem Belastungssyndrom sprechen.

Das wirkte sich auch auf die Wenigen aus, die im neu errichteten kleinen Dorf am Steilhang am Seeufer bleiben konnten. Ohnehin durch die weiter anhaltende Gängelung durch die Betreibergesellschaft in der wirtschaftlichen Entwicklung behindert, wagte sich die Opfergeneration kaum an die Nutzung des Sees. Für sie blieb er ein Tabu und Sinnbild für erlittenes Unrecht. Erst die nächsten Generationen konnten das schwierige Erbe in ihrem Sinne antreten und schauen heute wieder nach vorn.

Aus einem Interview mit dem 2016 verstorbenen Alt-Grauner Alois Messmer (2009): »Die Grauner hatten's gut, unsere Wiesen waren ja nicht steil, wie sonst im Gebirge, sondern es war alles eben. Das war was Besonderes! So konnte man auf dem Bankl sitzen, ein Zigarettl rauchen, auch wenn's manchmal schlimm zugegangen ist beim Heumähen. Aber am Bankl sitzen und miteinander tratschen konnte man immer!

Aber dann hat man schon gesehen, die Heimat, die ist verloren, jetzt, wo die Montecatini alles kaputtgemacht hat. Wir sind ja so lang geblieben, bis das Wasser in den Keller kam. Da hat man nur mehr geschaut irgendwo einen Hof zu kriegen. Wir sind dann ins Trentino gezogen.

Als du gewusst hast, du musst heut zum letzten Mal die Tür vom Heimathaus zumachen. Das war schrecklich! Ich bin sehr an der Heimat geangen und häng heut noch dran. Der Wagen war schon da, man war ja schon abgehärtet, dann bist halt aufgestiegen und gefahren. Da hast du nochmal dein Haus gesehen und bald hast du auch das nicht mehr gesehen.

Wir sind schon am 7. Dezember 1949 weg. Da haben alle Nachbarn zusammen geholfen. Das war schön. Da sind Tränen geflossen.«

Aus einem Interview mit dem 2014 verstorbenen Alt-Grauner Pepi Plangger (2009): »Eines Tages hat meine Oma zu mir gesagt: ›Pepeli, du musst mich ins neue Haus begleiten!‹ Die Montecatini hat ja für uns in ganz kurzer Zeit kleine Häuser aufgestellt, die waren aber drinnen noch feucht und nicht fertig.

Tagelang ist meine Oma durch unser altes Haus gegangen, ob wir ja alles mitgenommen haben. Mein Onkel hat nachts heimlich noch eine getäfelte Stube abmontiert. Wir durften ja nichts mitnehmen. Und dann hat es geheißen, wir müssen gehen, weil sie die nächsten Tage das Haus sprengen.

Wir waren schon bei der Türe draußen, ist sie noch mal durch alle Räume, obwohl alles schon leer war. Und wie wir den steilen Weg zum neuen Haus herauf sind, ist sie immer wieder stehen geblieben und hat zum alten Haus hinuntergeschaut. Immerhin hat sie dort alle ihre Kinder bekommen und hat jahrzehntelang drin gewohnt. Das belastet mich heut mehr als damals.

So mussten wir aus unseren Häusern, aber sogar die Toten sollten weg. Die Montecatini hat ein Plakat angeschlagen, alle Grabsteine und Kreuze sind zu entfernen, weil man wollte den Friedhof zubetonieren. Meine Oma hat die Hände zusammengeschlagen und hatte Angst, dass die Toten am jüngsten Tag nicht durch den Beton in den Himmel kommen können! Man muss diesen Glauben akzeptieren, so hat man halt damals geglaubt.

Jetzt sind aber doch die Verstorbenen umgebettet worden. Hunderte Kindersärge sind gemacht worden, mit einem Zettel dran, welche Gebeine hineinkommen sollten.

Meine Oma hat mich geschickt, ich soll ja schauen, dass auch ihr schon verstorbener Mann ins richtige Grab kommt. Obwohl das verboten war, hab ich dann auch geschaut. Zwei hartgesottene Männer haben dann den ganzen Sommer die Knochen umgebettet. Mit Wollhandschuhen, dass sie die Gebeine nicht mit bloßen Händen angreifen müssen. Als dann aus unserem Grab ein etwas länglicher Schädel geholt wurde, wußte ich, dass das der Großvater sein muss. Das hab ich dann meiner Großmutter erzählt, dann hat sie vor Erleichterung geweint.«

Der Krimi des Mauerbaus

Bereits in den 1920er Jahren war eine harmlose, lediglich fünf Meter hohen Variante des Reschenstauseeprojekts geplant, die aber

Bergwiesen zum Mähen gegangen. Jetzt sind die Ingenieure uns mit Autos schon entgegengekommen, weil man uns verraten hat. Aber man hat die Ingenieure erkannt, aufgehalten und aus den Autos gezogen und ist mit ihnen nach Reschen ins Büro und hat dort auf die Tische geklopft.

Ich hab zu den Ingenieuren und den Carabinieri gerufen: ›Ihr könnts uns ruhig in den See hier hinunterschießen, aber wenn wir gehen müssen, können wir nicht zurück, wie viele andere Vertriebene, weil unser Dorf ja unter Wasser liegt. Ausiwassern tut man uns, aber ordentlich bezahlt haben wir noch nicht bekommen.‹ Die Häuser waren ja ganz schlecht abgelöst. Das ganze Dorf war in Aufruhr. Aber es hat wenig gebracht und unseren Pfarrer hätte man auch fast verhaftet.«

Pepi Plangger: »Ich war bei der Seestauung fünfzehn bis sechzehn Jahre alt und kannte die damaligen Chefindenieure der Montecatini. Einer hat Gerdumi, einer Valauri, einer Fencati geheißten. Und mein Onkel konnte gut ›Walsch‹ (Italienisch). Einmal sagte er: ›Wenn ich den Gerdumi mal kriegen würde, ich müsste den mal was fragen.‹ Halt auch wegen der ganzen Probleme. Der Gerdumi war oft in Begleitung von Carabinieri. Zur Sicherheit.

Ich war grad in der Küche drin, wie der Onkel unverrichteter Dinge wiedergekommen ist. ›Nein‹, hat er gesagt, ›ich hab ja viel mit Leuten zu tun, aber das habe ich noch nie erlebt. Die bleiben nicht mal stehen, wenn man sagt, Scusi, Entschuldigung, ich möchte etwas sagen. Der ist einfach weitergegangen, wie wenn er ein starres Genick hätte. Wenn man Haus und Hof verliert und man darf nicht mal was fragen!‹ Selbst wenn man keinen Erfolg hat, wäre schon eine Antwort ein Trost gewesen. Aber das gabs nicht. Die sind durchs Dorf gegangen mit zwei Carabinieri links und rechts, wie die Könige. Diktatur wär gar kein Ausdruck nicht. Nein, nein, die Seestauung, ich komm immer ärger ins Schimpfen und ins Schleudern. Man braucht gar nicht lügen, weil es die Tatsache ist. Die Wahrheiten sind auf dem Tisch.

Alt-Graun war ja ein wunderschöner Ort. Wir waren auf einer fruchtbaren Ebene mit vielen Wiesen und Feldern und es gab eine

große Braunviehzucht. Es war damals sehr kinderreich, mit vielen Schulklassen. Nach der Seestauung gabs nur mehr zwanzig Schüler. Bis 1960 hatten wir nur eine notdürftige Schule und bis heute keine Musikkapelle mehr. Weil alle auswandern mussten, ist alles zerrissen worden. Die Kameradschaft zwischen den Nachbarn ist verlorengegangen. Vom ältesten Bürger bis zum jüngsten ging ein Riss durchs Dorf. Das kann man sich nicht vorstellen.

Nein, es ist schon schön gewesen. Um das alte Dorf ist's schon schad! Und das kann man nur verstehen, wenn alles nicht mehr da ist. Heut in meinem Alter versteh ich alles, worum's schad ist, was nicht mehr da ist.« ●

Das versunkene Dorf. Ein Film von Georg Lembergh und Hansjörg Stecher, 2018, 84 Minuten

Modernization and Urban Communities: Lamenting Addis Ababa's lost Spaces

Bisrat K. Woldeyessus and Lia G. Woldetsadik

Addis Ababa, the capital city of Ethiopia, has contrasting sides for those who call it home. For those that have only recently moved there from other towns or rural areas, it is a vibrant place full of possibilities. For others, born and raised in the city, the overcrowded streets and the ever-increasing divide in the provision of local infrastructure and services far outweigh any progress made. A colleague of ours, who moved to Addis Ababa in the early 2000s, once said that he sees growth opportunities every day and everywhere in the city despite its ever-increasing population. The fact that, so far, the interventions of the city administration – made in the name of »development«, »modernization« or »public interest« – were mainly redevelopment schemes entailing massive relocations of communities from the older settled areas of the city has made most of these residents uneasy about the future. State ownership of land, and regulations that provide local governments and their agents unfettered access to and control over its administration, make matters worse. Not only does it perpetuate a high number of irregularities with far-reaching macroeconomic consequences, it also psychologically affects such residents by making them feel like mere subjects of local government actors, powerless and unable to shape their own destiny.

The population of the capital has risen significantly above 5 million inhabitants during the past decade, although other estimates put the current figure at over 6 million. There are also some agreeable and some unpleasant transformations in the city's morphology, as well as in its economic and social spheres. These changes can be summarized by what a friend said upon returning after twenty-five years abroad:

I can't wrap my head around the number of people I see outside all day every day. It is difficult for me to comprehend why so many people are out and about and how they survive. I see more people on the streets and in cafes than working ... Areas that were bare fields or farms are now huge settlements with better-looking houses. The roads are good. There are more cars and high-rise buildings than I had imagined, but less trees and open spaces. Where does the money come from? I cannot even tell you how long it took us to get to a couple of these places and back due to traffic ... Most people I talked to no longer visit friends or relatives on the weekends like they used to. My brother and his wife, who live in one of the condominiums [built by the government], told me that they don't even know the people who live next door. This is all new to me.

Under tremendous pressure to create jobs, provide shelter and improve the living environment, the city administration launched a grand housing scheme in 2004 to construct 50,000 condominium housing units annually. It targeted low-income residents and thus incorporated various means of planning, design and construction to reduce the cost of the final product. Due to scarcity of land in the city and the need to use infrastructure more efficiently, vertical growth and densification were its additional objectives. And it looks like all these issues have compromised quality in many aspects, also overshadowing the need to maintain existing communities and the social fabric. Most of these multi-storey condominium buildings replaced the single-storey houses that people had lived in, hindering the home-based economic activities that such families depend on for their livelihood. Reduction of costs and densification had also meant that children were forced to stay indoors or play on available narrow spaces and on the street. The space between blocks at some sites is too small to accommodate social gatherings, which are culturally inherent for Ethiopians - rural or urban, meaning residents are forced to use the streets to conduct such matters instead. This is also true in most parts of the previously-settled, overcrowded inner city. Communities convert narrow alleys and streets into temporary communal spaces for doing laundry and food processing, and



Image 1: View of Addis Ababa from the city hall



Image 2: New housing for in-situ relocation of residents sponsored by institutions



Image 3: New housing for in-situ relocation of residents adjacent to newly introduced shipping container shops



Image 4 and 5: Shipping containers transformed into shops

to pitch tents for mourning services and wedding celebrations. Multi-purpose vacant plots inside old neighborhoods that served as children's playgrounds, sport fields for the young and social gathering sites have almost completely disappeared from the inner city. A pensioner said,

Those of us with more time on our hands could have looked after the children as our elders did when we were growing up. There used to be a small field in front of my house where the women in the neighborhood took turns to watch what was going on. Now, everybody minds their own business and most people no longer care about their neighbors. This is why some of our young men are disrespectful and turned out to be bad.

Political expediency has currently made this a challenge in the relatively new settlements located in expansion areas.

Since only 16 per cent of the projects of the grand housing scheme were carried out inside the already built-up area, beneficiaries and others uprooted from land expropriated for investment purposes or because of other large-scale redevelopment projects in the inner city were forced to relocate up to fifteen kilometers away from their former residences. Not to mention the additional financial and economic burden this causes; it entails living from ones accumulated social capital. Most households had been members of informal voluntary associations such as Iddir and Mehaber in their previous localities. The relevance of these institutions in the stronger communities has expanded to the co-delivery of public goods and services such as local roads, community centers and schools through the mobilization of their members' resources. The relocated households were also separated from neighbors that their families may have lived side-by-side with for generations, since little attempt was made at keeping communities together. A bedridden, eighty-year-old mother from the documentary, *Disappearing Spaces* (www.spacesmovie.com), about Addis Ababa, chose to return to the dilapidated home after being relocated in her old neighborhood because she missed the sense of security that the tightly-knit community had provided:

I want to sit outside in the sun when I can to see what people in the neighborhood are up to. They usually come and gather around me to brew coffee and talk, and their children come to play in front of my house. Even when I am inside, no one passes by my door without wishing me well and asking what they could do for me. I want to be surrounded by these people when I die. They will give me a decent burial.

Although this does not apply to all condominium sites, many residents in these buildings appropriate the balcony in front of their houses for household chores as room sizes were determined based on the basic minimum standard. Aesthetically, it gives a semblance of disorderly living, and creates smoke-related problems. This has created tension and discord among neighbors, especially at the large sites. Some argue, however, that the sense of community is better among residents at some of the earlier sites (where fewer buildings house fewer families) with owner-occupied units. Unlike the larger and more densely-built sites that came later, buildings at the smaller sites are arranged around a small plot that allows residents to interact and get to know each other better. However, they too lament the loss of the community they left behind when they relocated.

Some families were initially paying high rents for a one- or two-room unit that individuals sublet, or much lower rents on standard local government owned »Kebele« houses, or they had lived with their family and were looking for opportunities to move out, or owned properties that had been demolished for investment purposes. Despite its shortcomings in facilitating the establishment of strong communities, it has contributed immensely to rescuing many from neighborhoods with »slum« conditions and spending the higher proportion of their income on rents. According to one family that has now lived in one of these units for twelve years, one of the benefits of owning a house is that one starts to dream big with new-found confidence and a drive to improve oneself. But as a government program, and with a less than 30 per cent delivery rate nearly two decades after commencing, many question its viability. Today, fraught with political contestations and inflation, its

success even in terms of closing the ever-increasing gap in housing supply has become more uncertain.

Previously, urban upgrading interventions spearheaded by NGOs and later by the local government had been able to keep communities together despite numerous challenges and shortcomings in their implementation. But the maintenance of mud-houses or the upgrading of the materials used for their renovation had been brought to a halt following the launch of the grand condominium housing scheme by the government. The purpose was to reduce the ensuing costs of demolition and the amount of compensation paid to the owners of the improved dwellings when the time came to clear the area for the construction of the condominium houses or for other investment projects. Recently, as a departure from this government stance, one of the current Prime Minister's many initiatives in the city aims to ease the shelter-related challenges of the impoverished. Although it is difficult to claim that this was made with an in-depth understanding of the connection of people, space and a sense of belonging, residents are encouraged to come together in order to repair the crumbling mud-houses in their neighborhoods. What started as a summer-time voluntary service has now been taken up by the city administration where its sub-cities are assertively engaging in various urban upgrading activities such as, among others, the renovation of dilapidated dwellings and construction of community feeding centers. We do not intend to conclude here by endorsing these actions as the ultimate solution to the multifaceted challenges of the city. However, these small-scale initiatives can contribute to minimizing the destruction of the social fabric of communities, if upscaled and included as part of the city-wide development strategy.

Nonetheless, given Addis Ababa's role as the seat of the African Union and with more than half of the city's residents living in areas designated as slums, it is not surprising that the current city administration has also resumed local redevelopment projects with significant urban renewal components. Shortage of land for investment as well as for housing may continue to compel the local government to seek interventions it deems appropriate for

idiosyncrasies of »the modern city«, albeit overlooking their implications on socio-cultural systems. Modernization should also be about ensuring the sustainability of communities. As one Ethiopian saying goes, »a close neighbor is worth more than a relative living further away«.

One expert in the documentary »Emerging Spaces of Addis Ababa« (www.spacesmovie.com) argues that when the relocation of residents cannot be avoided it is better to do group relocation to the greatest extent possible rather than randomly place members of a community anywhere across the city. This, however, should not be misinterpreted to mean that new residents should not join these communities. Rather, it will give long-established communities, with their embedded culture of coexistence and cooperation, additional leverage through the integration of the knowledge that these new members bring. It is necessary to rethink and learn from Addis Ababa's lost spaces in the inner city to better understand, reimagine and reinterpret urban communities. ●

Die verlorenen Oasen

Hamed Abboud

Der Boden unseres hinteren Gartens war schlicht, aus glattem Beton gemacht, worauf wir nach brennenden Sommertagen schliefen, als er nachts nach dem Sonnenuntergang kühl wurde und vom Schlauch genug Wasser getrunken hatte. Absurderweise und wegen der unerträglichen Hitze in der Wohnung, holten wir den Ventilator mit langem Anschlusskabel heraus, als wollten wir es der ganzen Welt bequem machen. Später gönnte unser Vater uns eine alte große Klimaanlage, die neben uns im Garten stand, während wir unsere Wassermelonen genossen.

Meine Mutter ist diejenige, die unseren Garten für die Sommerabende vorbereitete, indem sie die Pflanzen wässerte und den Staub des Tages entfernte, dann legte sie eine Strohmatte auf den Boden, worauf sie ein großes rundes Tablett platzierte, gefüllt mit Speisen wie Oliven, Käse und mit Nüssen gefüllten Melanzani, begleitet von heißem, süßem schwarzem Tee.

Tagsüber, wenn wir keine Schule hatten oder wenn wir nach dem Unterricht nach Hause kamen, fanden wir auf diesem brennenden Betonboden eine vor den Augen der Passanten versteckte Rettungsmöglichkeit vor der Hitze. Mein älterer Bruder und ich entblößten uns bis auf unsere weiße Unterwäsche, fluteten den Boden mit dem Wasserschlauch mit einer ein Zentimeter dicken Wasserdicke und ließen den Schlauch laufend auf dem Boden liegen.

Mit Hilfe einer kleinen Menge Spülmittel machten wir den Boden noch rutschiger, legten uns hin und benutzten unsere Füße und Hände, um unsere Körper widerstandslos über den Beton gleiten zu lassen. So vertrieben wir uns die Zeit, manchmal um die Wette, wer schneller war, und manchmal einfach nur zum Spaß.

Beschämt und kichernd versteckten wir uns rasch, wenn eine der Nachbarsfrauen ihren Kopf aus einem der Fenster streckte, nicht jedoch, wenn einer der Nachbarn oder deren Söhne uns vom Fenster oder vom Flachdach aus begrüßte.

Später, im Laufe der Jahre, entschied meine Mutter, unseren hinteren Garten zu pflastern und eine neue Küche mit einem Essbereich bauen zu lassen, damit der Weg von der Küche zum Ess-tisch kurz und bequem war, anstatt wie vorher durch den langen Flur zur anderen Seite der Wohnung, wo wir normalerweise aßen.

Wo die alte Küche war, entstand ein zusätzlicher Schlafraum für uns.

Wir verloren mit dieser Wohnungsvergrößerung unseren Betonboden und damit auch unseren nassen Spielplatz, und anstelle des großen einladenden Gartens lag nun eine enge Kombination aus Küche, Esszimmer und einer großen Kühltruhe.

Meine Mutter war glücklich, mein Vater investierte viel Geld und wir erkannten unsere Räumlichkeit der Kindheit nicht mehr wieder und mussten auf der Straße spielen oder im Garten unserer Nachbarn, die in einer großen Wohnung lebten und ihren Garten nicht zu einem Wohnbereich umgestalten mussten, aber wir glitten nicht mehr in weißer Unterwäsche über nasse Böden.

Nichtsdestotrotz behielten wir unseren Vorgarten, der nicht groß und auch ungeeignet zum Wassergleiten war, da unsere Gartentür oft offenblieb, damit meine Mutter den Nachbarinnen signalisieren konnte, dass sie für Kaffee, flüchtige Hallos oder zum Gewürzeverleihen zu Hause war.

Aber er war gut für kleine sommerliche Spiele wie den Ameisen zu folgen, Karten zu spielen oder mit unseren Händen oder Löffeln Erde aus dem kleinen Teil des Gartens zu baggern. Alles unter der kleinen Palme im Vorgarten, die uns mit ihren halbwegs großen Blättern ein wenig Schatten spendete.

Wir sahen, dass die Wurzeln der Palme anschwellen und anfangen, die kleine betonierte Barriere zu durchbrechen, aber für mich war das Teil der wilden Natur, die ich im Vorgarten erleben durfte. Es störte mich nicht, und ab und zu folgte ich den Ameisen, die über die Barriere liefen und in einem Loch zwischen den Wurzeln verschwanden.

Ich hatte nicht geahnt oder vorhergesehen, dass ein Mann mit kleinem Bagger uns eines Tages besuchen wird, um die Palme zu entwurzeln.

Es geschah nicht auf eine sanfte Art und Weise, wie wir Kinder mit Händen und Löffeln die Erde ausgebuddelt und gegraben hatten, sondern brutal und in einem Zug, ein Palmenmord direkt vor meinen Augen, so wie meine Mutter die Haare auf ihren Beinen oft vor meinen Augen ermordete, wenn sie diese mit Wachs entfernte.

Die Palme lag nach der Entwurzelung draußen auf dem Gehsteig, drin häuften sich die Krümel der Erde auf dem Betonboden und anstelle der Palme befand sich ein großes Grab, bis die beauftragten Männer kamen, um den Vorgarten sauber zu machen und den Leichnam der Palme wegzutragen. Kurz darauf kamen andere Gruppen von Fremden, um den betonierte Boden durch schöne Keramikfliesen zu ersetzen, und so wurde alles schön hergerichtet als sei nichts geschehen und als hätten wir Kinder normal weiterleben sollen.

Meine emotionale Verbindung zu der Wohnung meiner Eltern wurde nach dem Attentat auf die Palme des Vorgartens weniger und weniger. Es gab immer weniger, womit ich mich identifizieren konnte, immer weniger Plätze in der Wohnung, die ich mit meiner Kindheit und schönen Erinnerungen daran verbinden konnte.

Ich verkrümelte mich ins Badzimmer, wo ich als Kind Comics durchstöberte und später, als ich älter wurde, Literatur gelesen habe. Den letzten Ort in der Wohnung, den ich als familiär empfand, bis auch dieser eines Tages mit hässlichen bunten Fliesen renoviert wurde und die Stapel an Büchern und Magazinen, die zuerst mein ältester Bruder und nach ihm ich dort lagerte, von meiner Mutter einen anderen Platz zugewiesen bekamen, versteckt in den Schränken.

All dies geschah, als ich meine Matura abgeschlossen hatte und für das Studium nach Aleppo umziehen sollte. Dort angefangen zu wohnen, reiste ich vor lauter Geschäftigkeit oder manchmal aus erfundenen Gründen nur noch selten nach Hause zurück, nur zu großen Festen und Familienangelegenheiten.

Somit gewann ich, ohne Absicht, Abstand von der Realität, dass die Ecken meiner Kindheit zerstört waren, Stein um Stein, ersetzt durch verzierte Fliesen, die keine Ameise berühren möchte, aber die meiner Mutter den Genuss einer großen prächtigen Wohnung erlaubten.

Was die Kindheitserinnerungen betrifft: Die blieben sauber und rein in mir, jedes Mal, wenn ich meine Augen schließe, wie eine ersehnte Illusion am Horizont, die weder erreichbar noch zerstörbar ist. ●

»Ich bin sehr interessiert an Stille und Aufmerksamkeit«

Gespräch mit der Künstlerin Eliana Otta Vildoso

Du beschäftigst dich in deinen Arbeiten mit Trauer und Trauerritualen. Was hat dich dazu bewogen?

Ich muss dafür ein bisschen ausholen. Dass ich begonnen habe, mich mit Trauer auseinanderzusetzen, hat konkret mit Erfahrungen zu tun, die ich während meiner Arbeit im Lugar de la Memoria, la Tolerancia y la Inclusión Social in Peru gemacht habe. Ich habe dort von 2014 bis 2016 im kuratorischen Team für die Dauerausstellung gearbeitet. Das Museum ist eine staatliche Institution, die gegründet wurde, um die Jahrzehnte extremer politischer Gewalt in Peru zu behandeln, die wir ohne weiteres auch als Krieg bezeichnen können.

Zwischen 1980 und den frühen 2000er-Jahren gab es in Peru zwei aufständische Gruppen, Sendero Luminoso und das Movimiento Revolucionario Túpac Amaru. Von ihnen ging Gewalt aus, aber es wurden auch schwere Menschenrechtsverbrechen vom Militär begangen, das diese Gruppen bekämpfte. Ein Teil dieser Periode fiel unter die Diktatur von Alberto Fujimori, und Peru hatte mit einer schweren ökonomischen Krise zu kämpfen. Sehr viele Menschen sind in diesen wenigen Jahrzehnten ermordet worden oder verschwunden.

Dazu kommt, dass mit den neoliberalen Reformen von Fujimori sehr viel Geld ins Land kam, das vor allem in die extraktivistische Industrie investiert wurde. Ein neues Narrativ entstand, das den Fortschritt verteidigte und dafür warb, Peru näher an die sogenannte Erste Welt zu führen. Arbeiten, konsumieren, individuell Erfolg haben waren die Schlagwörter, auf die sich die Leute konzentrierten. Peru ist eine stark gesplante Klassengesellschaft, und der Konsum wurde zum neuen Versprechen, dazugehören, als gleichwertige:r Bürger:in zu gelten.

In dieser Zeit war es unmöglich, über Trauer zu sprechen oder öffentlich zu trauern. Die meisten Opfer waren aus armen Gebieten des Landes. Ihrem Leben wurde von vornherein weniger Wert zugeschrieben. Judith Butler nennt das nicht betrauerbares Leben. Dieses Leben ist von vornherein verloren. Es ist nicht erst in dem Moment verloren, in dem es tatsächlich verloren ist. Und das macht es geradezu unmöglich, darum zu trauern.

Trauern war also eine sehr marginalisierte Praxis. Es wurde unterdrückt, wenn es öffentlich war. Das lag natürlich auch daran, dass das Trauern gewöhnlich mit dem Ruf nach Gerechtigkeit einherging. Wir können sagen, die Trauernden waren hauptsächlich Mütter und Partnerinnen von Ermordeten oder Verschwundenen. Und sie waren zugleich die größten Kämpferinnen für Menschenrechte und für das Recht zu erfahren, was passiert ist. Das wurde vor allem dann, wenn es um Gewalt durch staatliche Institutionen wie das Militär ging, mit allen Mitteln verhindert.

Um alle diese Themen ging es also in dem neu errichteten Museum, dem Lugar de la Memoria, la Tolerancia y la Inclusión Social. Es ist zwar eine staatliche Institution, aber wegen der spezifischen Umstände seiner Entstehung war es möglich, dass dort wirklich interessante Leute zusammenkamen und den Recherchen ernsthaft und in relativer Unabhängigkeit nachgingen. Ich hatte die Rolle, das kuratorische Team zu koordinieren. Gemeinsam mit einem Historiker machte ich Interviews mit Zeitzeug:innen, die durch die verschiedenen Seiten Gewalt erfahren hatten. Quer durchs Land führten wir gemeinsam mit Filmemacher:innen eine Vielzahl an Interviews. Und das war eine Erfahrung, die wirklich transformativ für mich war. Die Leute waren, obwohl wir von einer staatlichen Institution kamen, sehr bereit zu erzählen, sie wollten gehört werden. Es war klar, dass es einen Mangel an Räumen und Möglichkeiten gab, diese Erfahrungen zu teilen und das Trauern zu vergesellschaften, um die Geschichten auch ein Stück weit zu verarbeiten. Oder durch eine Öffentlichkeit zu legitimieren.

Besonders schockierend und auch bewegend war für mich, dass all die Menschen, die wir interviewten, zu irgendeinem Zeitpunkt über Suizid nachgedacht hatten. Das war für mich ein ganz klarer

Beleg dafür, wie eine Gesellschaft, die nicht erlaubt, Traumata und Schmerzen aufzuarbeiten, sich auf die Betroffenen auswirkt.

Als ich 2016, nach Eröffnung der Dauerausstellung, die Arbeit im Museum abgeschlossen hatte, entschied ich, eine Weile außerhalb von Peru zu leben. Ich war nachhaltig beeindruckt von den Erfahrungen mit den Interviewten, und ich machte mir Gedanken darüber, wie Kunst Räume öffnen könnte, in denen über solche Dinge gesprochen werden kann, in denen ein Ausprobieren möglich ist, mit Verlusterfahrungen umzugehen.

2017 ging ich für eine neunmonatige Residency nach Griechenland. Ich begann in Richtung von Ritualen der Heilung zu experimentieren. Ich wollte Raum zum Zuhören schaffen, Raum, in dem Verletzlichkeiten geteilt werden können. In dieser Zeit habe ich mich auch für den PhD in Practice an der Kunstakademie in Wien beworben, mit einem Projekt über kollektive Trauer bezüglich der Krise in Griechenland. Ich habe also, nachdem ich so lange an menschlichem Verlust in Peru gearbeitet hatte, versucht, diese Erfahrungen zu übertragen auf Fragen nach nichtmenschlichem Verlust. Was sind die Verluste, die Menschen durch die Krise gemacht haben? Und wie können sie kollektiv verarbeitet werden?

Zu Beginn des Projekts interviewte ich Aktivist:innen und Künstler:innen. Ich fragte sie nach den Verlusten durch die Krise und auch nach möglichen kollektiven Objekten des Verlusts. Das waren zum Beispiel politische Projekte, die verloren gegangen waren, oder auch eine spezifische Bezugnahme auf die Natur, auf ein Haus, einen Ort. Meine Idee war, nach diesen Objekten zu suchen und dann kollektive Prozesse zu kreieren, mit denen wir jedes einzelne kontextgebunden betrauern könnten.

War es einfach für dich, vom Trauern über Menschen zum Trauern über Dinge überzugehen?

»Einfach« kann ich nicht sagen. In Griechenland bin ich auf eine Debatte gestoßen, die mir so nicht bekannt war. In vielen Gesprächen, die ich dort führte, wurde auf Depressionen, auf Depressivsein verwiesen. Als ich nach Griechenland kam, war ich eigentlich

daran interessiert, was aus der Bewegung am Syntagma-Platz geworden war. Die Leute, die ich danach fragte, sagten mir häufig, sie seien depressiv, ihre Gruppe sei depressiv, die Stadt sei depressiv. Ich las damals ein Buch von Darian Leader, »The New Black: Mourning, Melancholia and Depression«. Leader verbindet Depression darin mit einem unbewältigten Trauerprozess. Diese These habe ich in die Gespräche eingebracht und nachgefragt, ob es bei der Depression vielleicht darum geht: dass ein Prozess der Trauer aussteht. Und wenn das zutrifft, was könnte das für ein Prozess sein, und worum muss getrauert werden?

Es war also die Situation in Athen, die mich dazu geführt hat, die Fragen nach Verlust und Trauer weiterzuentwickeln. Dann kam die Pandemie, und es war nicht ganz einfach, wie geplant an kollektiven Ritualen zu arbeiten, mit mehreren Menschen in Räumen zusammenzukommen. Aber wir haben doch einiges entwickelt und ausprobiert.

In »Texte zur Kunst«¹ schreibst du von einem geräumten Haus in Athen, das ihr gemeinschaftlich betrauert. Wie sahen die Rituale dafür aus?

Das war eine interessante Erfahrung! Es kam so zustande, dass ich einem Freund, Dimitris Theodoropoulos, Künstler und Architekt, von meinen Recherchen erzählte, und er hatte Lust, etwas Gemeinsames zu machen. Als er und seine Freund:innen dann gezwungen waren, ihr Haus zu verlassen, weil es für ein »Goldenes Visum« verkauft wurde – in Griechenland kannst du, wenn du für 250.000 Euro eine Immobilie kaufst, eine Aufenthaltsgenehmigung für die EU bekommen –, haben wir beschlossen, Rituale zu finden, mit denen wir diesen Verlust betrauern können. Sie hatten in dem Haus nicht nur sehr lange gewohnt, sondern es diente auch als kleines Kulturzentrum, es wurden dort Filme gezeigt, Feste gefeiert und die Bande mit der Nachbarschaft waren eng geknüpft.

In Griechenland gibt es den Brauch, zur Erinnerung an Verstorbene Poster mit ihrem Foto im öffentlichen Raum aufzuhängen. Ich

war erst unsicher, ob ich, die ich nicht von dort komme, das für ein Haus machen darf; aber dieser Freund von mir war begeistert von der Idee, und so haben wir die Poster plakatiert und Leute aus der Nachbarschaft zur »Totenwache« eingeladen. Wir wollten einen Nachmittag nur für die Bewohner:innen des Hauses gestalten, sie sollten in Stille durch das Haus gehen und mit Klebeband Silhouetten ihrer Körper in die Räume zeichnen. Sie sollten Geschichten der Erinnerung an die Zeit im Haus aufschreiben, die andere Gäste später lesen würden. Die Gäste könnten auf kleinen Zetteln Nachrichten an das Haus schreiben und dafür Verstecke in den Mauern und Böden finden. Wir haben zu einem Screening mit Videos aus dem Haus aufgerufen und einen traditionellen Leichenschmaus mit Koliva zubereitet. In der Praxis war das Ganze dann weniger geordnet als geplant, weil der Verkäufer das Haus früher als angedacht zurückhaben wollte und das Ritual verkürzt werden musste. Aber den Beteiligten hat es sehr gut gefallen, und zur Abschiedsparty kamen viele Menschen.

Wie entwickelst du die Trauerrituale, worauf greifst du zurück?

Im Fall des Hauses haben wir gemeinsam entschieden, welche Formate wir wählen. Aber ich muss sagen, was all die anderen Trauerrituale in den letzten Jahre betrifft, ist es für mich rückblickend nicht leicht nachzuerzählen, wie sie genau Form angenommen haben. Verschiedene Ebenen von Erfahrungen und Geschichten, die über einen Ort oder eine Sache erzählt werden, kommen zu einem dichten Geflecht zusammen. Ich sammle sie in Gesprächen und Begegnungen. Dann gibt es natürlich ein paar konstante Formate, die sich durchziehen – ganz generell bin ich sehr interessiert an Stille und Aufmerksamkeit. Darum beinhalten die meisten Trauerrituale diese beiden Momente: Stille und Aufmerksamkeit für den physischen Raum, in dem wir sind. Die Kombination aus Schweigen und Zuhören, aus unseren Körpern und den Orten, das sind die grundlegenden Elemente. Aber letztlich kommt es immer darauf an, welcher Ort und welche Menschen involviert sind und was ihre spezifische Verbindung ist.

Wirst du weiterhin mit Trauer arbeiten?

Ja, und ich komme an den Anfang meiner Erzählung zurück. Die Auswirkungen der Pandemie waren in Peru so drastisch, fast dreihunderttausend Menschen sind daran gestorben. Das sind etwa viermal so viele wie während der bewaffneten Konflikte, die ich eingangs beschrieben habe. Und das hat dazu geführt, dass sich mein Fokus wieder verschoben hat. Ich habe im Jahr 2020 angefangen, vermehrt Literatur darüber zu lesen, wie wir Leben verstehen, und ich habe dabei einen sehr weiten Begriff von Leben und ein Interesse daran, anders über Leben und Tod, die Transition vom einen zum anderen und ihre Komplementarität nachzudenken. Der Verlust von Menschen in so hohem Ausmaß, aber auch die beschleunigte Zerstörung des Amazonas und die steigenden Morde an indigenen Führungspersonen und Umweltaktivist:innen, die sich gegen Extraktivismus zur Wehr setzen, haben mich dazu gebracht, mich einem neuen Projekt zuzuwenden, das ich »Fertilizing Mourning«² nenne: Trauer kann befruchtend wirken wie verstorbene Körper für die Erde. Wir müssen die Kämpfe erinnern, die die Ermordeten gekämpft haben. Die künstlerischen Zugänge zum Naturbegriff, die ich in Europa kennenlerne, erscheinen mir oft ungenügend und uninformiert. Ich möchte mit der Tatsache arbeiten, dass der Schutz unseres Bodens, unserer Natur und unseres Planeten inmitten der Klimakrise in vielen Teilen der Welt eine Frage von Leben und Tod ist. Und so haben mich die verschiedenen globalen Krisen – die Pandemie, die Klimakrise – dazu gebracht, wieder zurückzugehen zu Fragen von Verlust und Betrauerbarkeit menschlichen Lebens. ●

- 1 Eliana Otta Vildoso: Die (Re)Generation von Bindungen durch kollektive Trauerarbeit inmitten lokaler und planetarer Krisen. Texte zur Kunst, Nr. 126, Juni 2022, S. 55–69
- 2 Mehr Informationen zum Projekt: <https://drivingthehuman.com/de/prototype/virtual-sanctuary-for-fertilizing-mourning>

»Wenn man der Trauer Raum gibt, haben danach wieder andere Gefühle Platz«

Gespräch mit Tina Müller über »Wem gehört Lauratibor?«,
eine Straßenoper gegen Gentrifizierung und Verdrängung.

Uraufführung: 12. Juni 2021, Berlin Kreuzberg

Eine Oper auf der Straße – wie kam es dazu?

Hier in Kreuzberg 36 gibt es, wie überall in Berlin, verschiedene bedrohte Initiativen. Darunter sind auch größere Gebäude mit vielen Beteiligten, unter anderem die Lause, die Lausitzer Straße 10, ein Wohnhaus und Fabrikgebäude, in dem viele politische Initiativen, Werkstätten, Künstler:innen ihr Zuhause gefunden haben. Sie haben sich jahrzehntelang sehr kreativ gegen ihre Verdrängung und den Verkauf der Gebäude gewehrt. Wir wiederum sind eine Gruppe, die damit beschäftigt war, ein Areal in der Ratiborstraße 14 gegen die kopflose Verbauung und unsere Verdrängung zu retten. Hier sind unter anderem viele kleine Betriebe in Handwerk ansässig und es gibt auch einen Wagenplatz. Es ist sehr grün, es sind viele Tiere da, ein ganz besonderer Ort.

Irgendwann wurde bekannt, dass auf dem Gelände ein MUF, eine Modulare Unterkunft, für Menschen mit Fluchterfahrung gebaut werden soll. Ich finde Modulare Unterkünfte vom Modell her total schwierig. Es sollte ein MUF für Menschen sein, die schon länger in Berlin sind, und das halte ich für Quatsch. Es gibt so viele andere Möglichkeiten, Menschen dezentral unterzubringen, aber es fehlt das politische Interesse. Dieses MUF wird jetzt gebaut, und es wird die Art, wie wir dort den Platz nutzen, massiv beeinflussen – wissend, dass nebenan eine Art Gefängnis steht.

Wir haben angefangen, Demos zu machen. Wir sind in Handwerkerkluft auf die Straße gegangen, mit Nebelmaschinen und Gabelstaplern. Das sah ziemlich pompös aus und hat uns wahnsinnig viel Spaß gemacht. Marieke Wikesjo aus der Lause hat das gesehen. Sie ist Opernsängerin von Beruf und sagte dann später, es sei ihr

vorgekommen wie der Siegeszug der Aida, gefehlt habe nur, dass sie auf dem Bagger steht und eine Arie singt. Das war der Anfang der ganzen Idee.

Ich hatte als Theatermacherin schon lange Lust darauf, Theater und Demo mehr zu verbinden. Das ist nicht unsere Erfindung, aber ich habe es in dieser konsequenten Form lange nicht mehr gesehen, dass man nicht nur kleine Performances, sondern ein ganzes Stück auf der Straße aufführt. Zusammenhängende Geschichten auf der Straße als Demo. In der Lause sind viele Künstler:innen zu Hause, und in Ratibor viele Menschen, die Musik machen und Kulisse bauen können. Wir hatten also das Gefühl, dass wir die richtige Crew dafür sind. Wir haben es im Kiez ausgeschrieben, und viele Menschen sind gekommen, die im Chor mitsingen, in der Band mitspielen, jedenfalls mitmachen wollten. Ziemlich bald stand ein ganzes Ensemble.

Der Komponist Anders Ehlin hat sich bereit erklärt, ein paar Stücke für die Oper zu schreiben, während ich am Libretto gearbeitet habe. Wir dachten damals, wir würden das in drei Monaten aufführen. Und dann kam die Pandemie. So haben Anders und ich weiter- und weitergeschrieben, es wurde länger und länger, und irgendwann war es dann diese fast zweistündige Oper.

Es gab unglaublich viele Rollen, immer mehr Menschen wollten sich solistisch beteiligen, es war ein riesiger Aufwand. Wir konnten das Kneipenkollektiv Meuterei für die Oper gewinnen – eine coole Sache, dass Leute aus der autonomen Szene in so einem Kunstprojekt mitmachen. Das passiert in Berlin ehrlich gesagt nicht so oft. Es gibt da meiner Wahrnehmung nach oft Vorbehalte von beiden Seiten. Auch die Regenbogenfabrik hat sich für uns engagiert und andere wichtige Initiativen im Kiez. Wir machten immer wieder kleine Auftritte und wurden dadurch bekannter. 2021 haben wir die ganze Oper tatsächlich aufgeführt. Ich hätte es niemals gedacht, aber da waren zweitausend Menschen, die uns zugeguckt haben. Und am Mariannenplatz zwei Wochen später noch einmal zweitausend. Das war abgefahren. Als Theatermacherin im Stadttheater erlebe ich das nicht, dass eine ganze Nachbarschaft kommt. Und viele hat das sehr berührt, dass so etwas möglich ist, ohne dass eine Institution dahintersteht.





Was ist die Story?

Die Urgeschichte, die wir später immer wieder verändert haben, ging so: Tibor, gespielt von einer Frau, ist eine Art Patron auf dem Ratiborgelände. Er hat total resigniert und glaubt nicht mehr daran, dass der Ort noch gerettet werden kann. Seine Kumpels sind enttäuscht, weil sie wollen, dass er weiterkämpft. Sie brauchen ihn als Anführer – ohne ihn traut sich niemand so richtig voranzuschreiten. Dann kommt seine verloren gegangene Liebe Laura aus dem Haus in der Lausitzer Straße mit ihrer Truppe und fragt nach Unterstützung: Vor ihrem Haus steht Maximilius Profitikus, der ihr die Hauschlüssel entwenden will. Laura fordert von Tibor den Zaubertrank, das Elixier des Widerstands. Das hat er sich in seiner Unachtsamkeit oder Resignation allerdings klauen lassen. Und so überredet sie ihn, es gemeinsam zu suchen.

Auf dem Weg treffen Laura und Tibor auf verschiedene Widerstände, den Orden der Investoren, den Chor der Versteinerten, aber auch verschiedene Verbündete werden eingesammelt. Tibor wird im Laufe der Geschichte immer motivierter und begibt sich wieder in den Kampf – allerdings so sehr, dass er vor Erschöpfung stirbt. Diese Szene findet vor der Kneipe Meuterei statt, die ja tatsächlich geräumt wurde. In dieser Trauer verzweifelt dann auch Laura. Sie will den Schlüssel abgeben und das Haus und die Stadt aufgeben. Es kommt zu einem Kampf zwischen Maximilius Profitikus und Laura. Im allerletzten Moment eilen ganz, ganz viele Unterstützer:innen herbei, Laura findet zu neuer Kraft, und tatsächlich, im Finale, erwachen selbst die Toten wieder zum Leben, die Samen wachsen zu neuen Pflanzen, und so kommt auch Tibor wieder zu Laura, und Maximilius Profitikus macht sich vom Acker.

In der Oper gibt es einen fulminanten Trauerzug. Ist das typisch Oper, oder habt ihr nach Trauerformaten gesucht?

Wir hatten lange überlegt, wie wir einen Moment herstellen können, wo der ernsthafte Gehalt der Oper spürbar ist. Wir haben uns insgesamt viel abgucken lassen von Asterix und Herr der Ringe und

dachten auch an das Musical Hair, wo die Hauptfigur am Ende wirklich stirbt. Bei unserer Story war es ein bisschen komplizierter: Ich wollte ja über keine Initiative sagen, ihr sterbt und seid weg. Alle in der Mietenbewegung kämpfen ums Überleben, auch die Initiativen, die schon geräumt sind. Es war also klar, dass keiner endgültig tot sein kann. Trotzdem hatte ich das Gefühl, es ist wichtig, den Verlust und das Schmerzhaftes darzustellen.

In der Oper stirbt Tibor an Erschöpfung, weil wir uns vom aktivistischen Kampf um unsere Räume so erschöpft fühlten. Aber es ist auch tatsächlich so, dass Menschen bei Räumungen ihr Leben verlieren. Oder Menschen verlieren ihre Wohnung und sterben in der Wohnungslosigkeit. Deswegen ist die Verknüpfung gar nicht so weit hergeholt. Andererseits spürt man bei unserem Trauerzug schnell, dass es nicht um die Trauer um diese Figur geht; wir tragen Schilder zur Erinnerung an die Räume, um die wir gekämpft haben.

Der Einfall, einen Trauerzug zu gestalten, war intuitiv. Ich dachte an den Verlauf der Geschichte und wusste in dem Moment noch nicht, dass Trauern in einer Demo-Situation etwas Neues sein könnte. Tatsächlich war es aber so, dass sich in dieser Zeit ein Mann aufgrund der baldigen Räumung seiner Wohnung das Leben genommen hatte. Er war Schlagzeuger in einer relativ bekannten Berliner Band. Viele seiner Musikerkolleg:innen haben einen spontanen Trauerzug mit Musik gemacht. Das war abgefahren, dass das zu einer ähnlichen Zeit stattgefunden hat – einmal inszeniert und einmal echt.

Ein halbes Jahr nach der Premiere haben wir im November einmal nur einen Trauerzug gemacht durch Friedrichshain, in sehr langgestreckter Form, dazwischen gab es Trauerreden. Und das hat auch als einzelner politischer und künstlerischer Event total gut funktioniert.

Ihr kombiniert die Trauer um Menschen und um Häuser, also um Leben und um Dinge. Gab es darüber Konflikte?

Nein, es waren immer alle zufrieden damit, dass das so erzählt wird. Oper ist ja sowieso ein sehr artifizierlicher Raum. Die Figuren stehen für gesellschaftliche Probleme. Sie beschreiben nicht unbedingt

Einzelschicksale, sondern sind Repräsentanten. Dass haben viele als Metapher gut akzeptiert. Tibor steht für das Ratiborgelände – und am Ende, als er sozusagen wieder aufersteht, sagt er nicht, »Ich bin wieder da!«, sondern, »Ratibor 14 lebt!« Dieser Ort ist nicht tot, wir kämpfen weiter. Und die Meute schreit: »Meuterei lebt!«

Du sagst, es ist gar nicht so häufig, dass Autonome sich auf Kunstprojekte einlassen. Wir haben den Eindruck, es ist gar nicht so häufig, dass Linke sich auf Trauer einlassen.

Ein Mitmusiker von Lauratibor, der schon sehr lange sehr aktiv in der radikalen Mietenbewegung ist und viele Häuser besetzt hat, hat in einem Interview mit Deutschlandfunk gesagt, dass er die Auseinandersetzung mit Trauer in der Oper total schätzt, weil er das noch nie erlebt hat. Er findet, dass immer sehr viel Platz für Wut ist und sehr wenig Platz für Trauer. Das hätte ihn total berührt.

Welche Funktionen hat Trauer im politischen Kampf? Ist das ein Stadium, aus dem man gestärkt herausgehen soll? Oder darf man auch einfach trauern und danach gar nichts machen?

Als wir den Trauerzug im November in Friedrichshain gemacht haben, haben wir von einigen politisch engagierten Mieteninitiativen die Rückmeldung bekommen: Was macht ihr denn hier? Das ist ja total bescheuert! Wollen wir jetzt aufgeben, oder was? Durch so was kriegen wir doch keine Kraft! Einige sind ganz bewusst nicht gekommen, weil sie nicht verstehen konnten, wie man dem Trauern so viel Platz lassen kann. Andere haben damit eine kollektive und fast schon therapeutische Erfahrung gemacht, zusammen diesem Gefühl mal Raum zu geben, um dann wieder anderen Gefühlen Platz zu lassen.

Etwas sehr Schönes an Lauratibor ist, dass alle Aktionen zu einer großen Verbundenheit führen, und auch zu einer Lust zum Feiern. Nach jeder Aufführung und auch nach dem Trauermarsch ist etwas Euphorisches entstanden. Ich hatte nicht den Eindruck, dass die Menschen davon runtergezogen werden.

Bei unserem Gastspiel in Dänemark waren wir unter anderem in der kleinen Stadt Odense. Da war unsere Oper durchaus Fremdkörper – die Leute haben das schon angenommen, aber es gab auch große Irritation. Der Trauerzug aber war meinem Eindruck nach total verständlich. Wir sind von der Bühne weg mitten in die Stadt gegangen und die Leute sind aufgestanden und mitgekommen. Sie haben sich ganz automatisch an dieser Zeremonie beteiligt. Ich glaube, das liegt daran, dass das Bild von diesem trauernden Zug total bekannt ist, entweder aus dem Alltag oder aus Filmen und anderen kulturellen Produktionen.

Wie macht ihr weiter?

Das wissen wir noch nicht. Es gibt sehr viele Anfragen von bedrohten Projekten, ob wir bei ihnen auftreten, und wir würden das eigentlich alles megagerne machen, aber es bedeutet immer einen riesigen organisatorischen Aufwand. Man spürt nach einer Weile schon, dass die Institution, die sonst hinter so einem Projekt steht, fehlt. Längerfristig müssen wir da neue Lösungen finden, denn es ist auch sozial ein wunderschönes Projekt. Vorher kannte ich gefühlt ein Viertel vom Kiez und jetzt sicher die Hälfte. So viele unterschiedliche Menschen habe ich durch die Oper kennengelernt! Das war schon besonders. ●





Samstag, 17. September: Vernissage



Ausstellung im Kulturzentrum 4Ithangrund/Alte Mensa

mit Arbeiten von Florian Karl Berger, Lisa Bolyos, Kirsten Borchert, Căcilia Brown, Lisbeth Kovačič, Joanna Pianka, Tomash Schoiswohl, Veronika Suschnig, Adriana Torres Topaga, Wem gehört Lauratibor?

»Eine Stadt wird nicht nur entwickelt, sie wird auch zerstört. Räume verschwinden, vielleicht unwiederbringlich. Und mit ihnen verschwindet mehr als der bauhistorische Wert – es verschwinden Netzwerke, Lebensgeschichten, Möglichkeiten, wie es weitergegangen wäre, wenn. Eingetretene Pfade verschwinden, die nicht in der Planung, sondern in der alltäglichen Nutzung entstanden sind. Kleine Zwischenorte verschwinden. Es verschwindet aber auch ganz schlicht leistbarer Wohnraum.

Mit Immo Grief nähern wir uns der Idee einer kollektiven, ent-individualisierten Trauer um verlorene Häuser, Orte, Stätten an.

Trauert man um Orte, weil man weiß, dass kein adäquater Ersatz nachkommt? Weil die Nachnutzung falsch ist? Hat Immo Grief mit Klasse zu tun? Mit dem Bewusstsein, dass der Angriff nicht nur dem Bauwerk oder dem Baugrund gilt, sondern der Idee, der Lebensweise, dem sozialen Netzwerk dahinter?

Trauert man um Häuser, wie man um Menschen trauert? Darf man das? Welche speziellen Rituale oder Gedenkpraktiken gibt es?

Lässt uns Immo Grief etwas verstehen, was wir noch nicht verstanden haben? Können wir damit etwas bezeichnen, was bisher unformuliert war?

Vielleicht stärkt Immo Grief am Ende doch die Kampfkraft. Oder vielleicht drückt eine gute Trauerpraxis den Pauseknopf.«











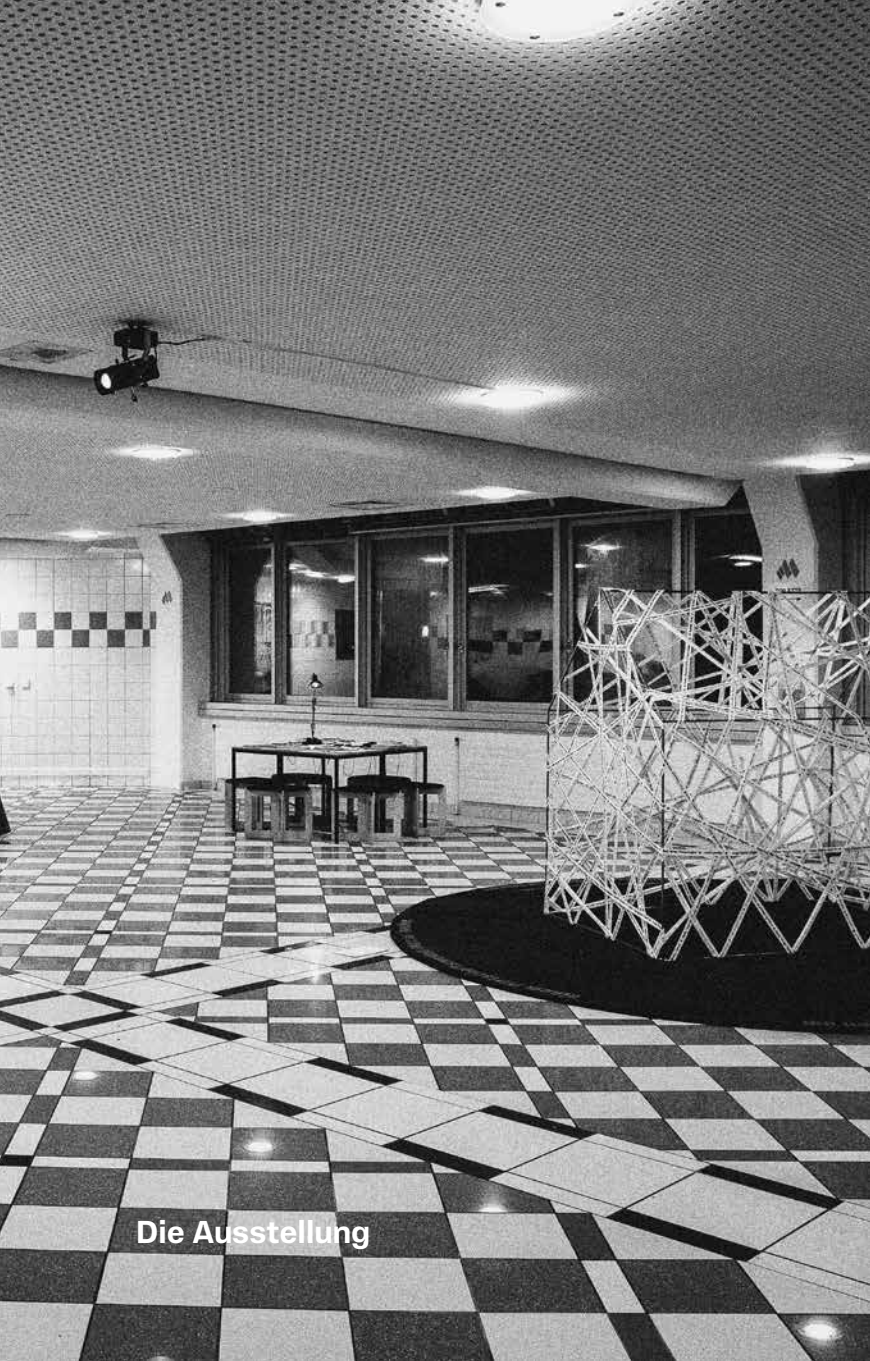




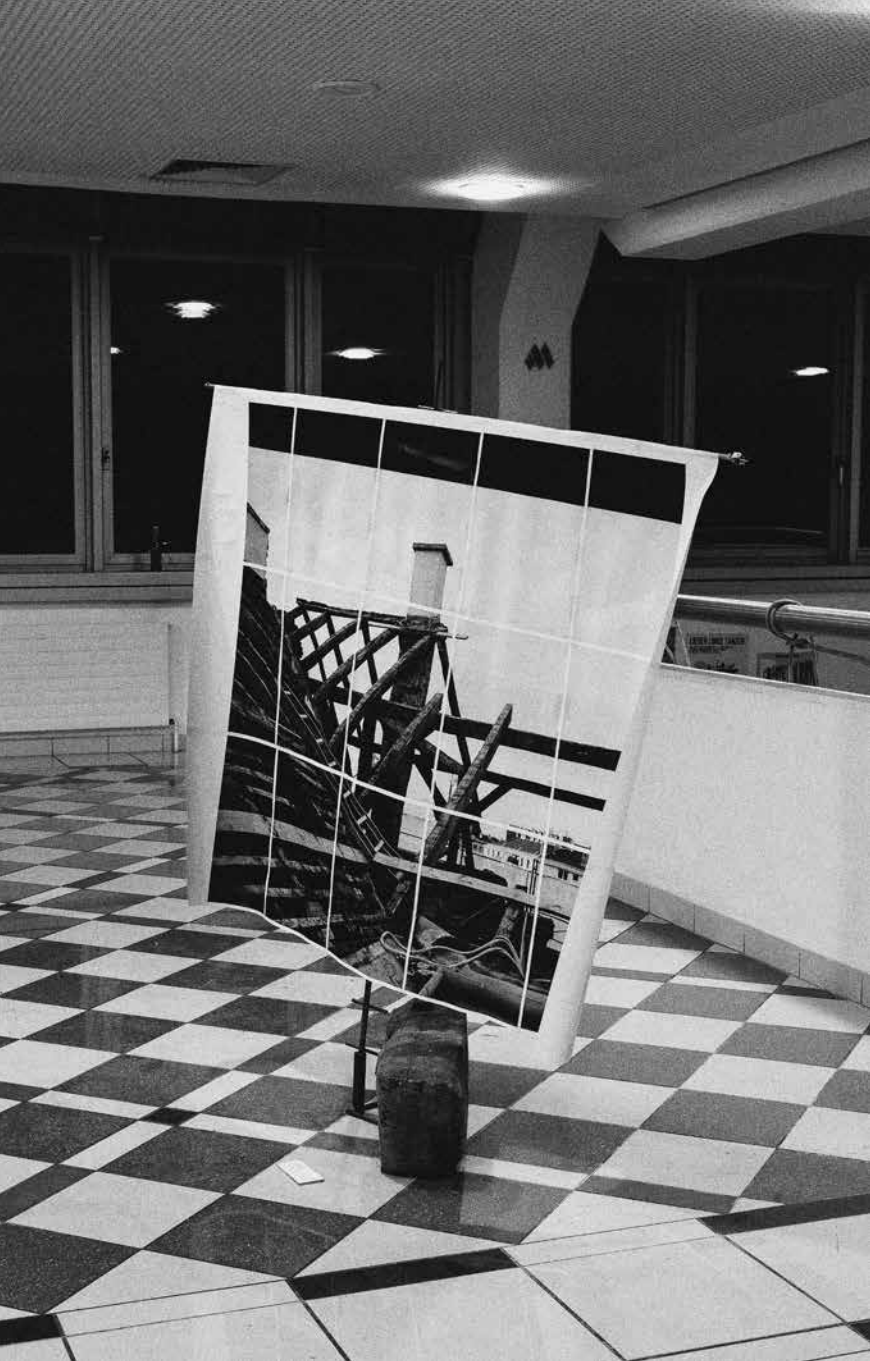
WC
→

WERK





Die Ausstellung



Cäcilia Brown

Kaffee Urania Haus

A3-Drucke, Gips, Stahl

2018

Die Fotografie, ausgedruckt und zusammengeklebt,
bewahrt Haltung

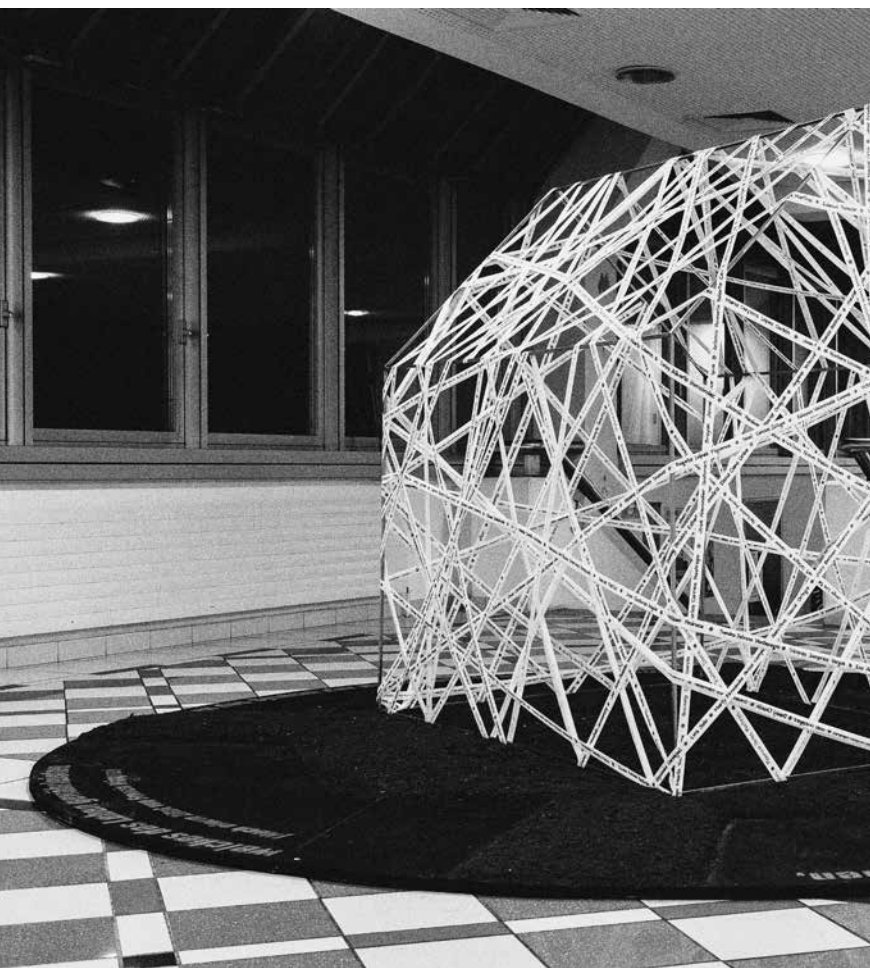
Cäcilia Brown

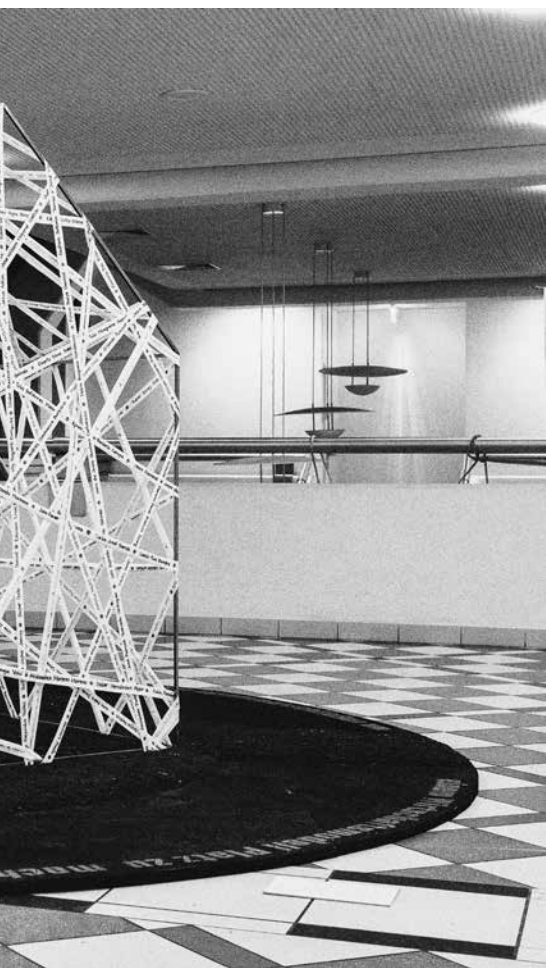
Eingeengt durch Bäume
Musterfliese Mondgesicht

Dachbalken, Nägel, Holz, Stahl, Beton, Pigmente
2019

Die schlechten Verbindungen von Immobilienbranche, Politik, Stadtentwicklung – Abriss, Umbau, Aufwertung werden skulptural durchexerziert und überführt in eine Zwangsbeziehung: Die überdimensionale Musterfliese wird durch die verkeilten Dachbalken in der Höhe gehalten, die Balken stehen durch die Fliese aufrecht; ein bisschen wie eine Absperrung oder ineinander verkeilte Materialien beim Abriss.







Adriana Torres Topaga

**La casa en la mira/
Visiereinrichtung**

Erde, OSB-Platten,
Stoff, Metall
2022

**La casa en la mira,
mira en la casa,
nuestra casa,
la casa que habitamos, la tierra que nos alimenta,
la casa que construimos,
los seres con que cohabitamos,
la vida o muerte que generamos,
la casa adentro en la mira**

Los muros de ésta casa denuncian el asesinato sistemático de líderes y lideresas en Colombia (más de mil desde la firma del acuerdo de paz), lamentan y aborrecen el masivo desplazamiento forzado de más de 6.7 millones de personas* causados por la guerra armada y por un modelo extractivista que apoyado por multinacionales opera en la búsqueda del control y de la posesión de los recursos mineros, madereros, energéticos, agropecuarios y territoriales de éste país.

Una mira hecha de tierra, delinea con determinación el foco de la casa hacia adentro.

El norte, el sur, el este y el oeste están presentes como un llamado a los pueblos a unirse y crear un sistema focalizado en la vida, en el cuidado de la tierra o como bien lo definen los pueblos afrodescendientes colombianos: el vivir sabroso, que se refiere a la Buena Vida más allá de enfocarse en el crecimiento y el consumo. Vivir sabroso. promueve una visión alternativa del bienestar basada en las prácticas sociales – (como prácticas de resistencia relacionadas con las luchas cotidianas, en lugar de acudir a marcos conceptuales como los derechos humanos o la justicia transicional) –, las relaciones interpersonales y la protección de la naturaleza.

»Contra el sistema de la política de la muerte, es esencial que los pueblos se unan para dar paso a un modelo económico que garantice la vida.«

Cita inspirada en Francia Márquez, Vicepresidenta de Colombia

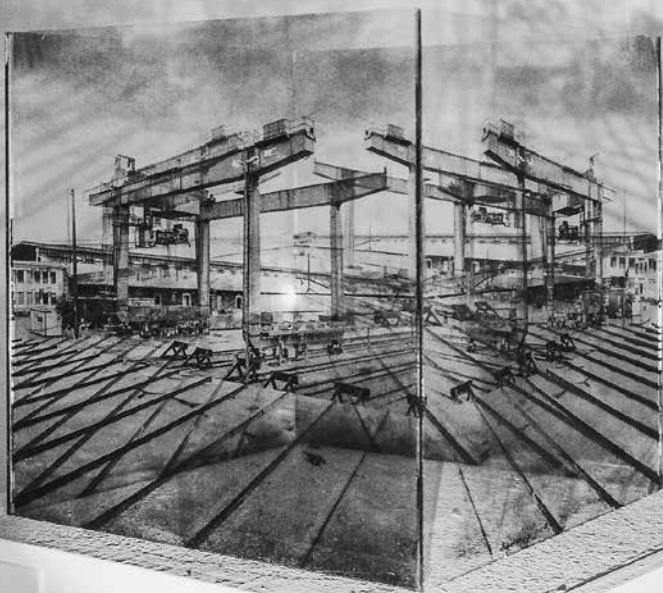
**Das Haus im Rampenlicht,
 ins Haus schauen,
 unser Haus,
 das Haus, in dem wir leben, das Land, das uns ernährt,
 das Haus, das wir bauen,
 die Lebewesen, mit denen wir zusammenleben,
 das Leben oder der Tod, den wir erzeugen,
 das Haus innen in Sicht.**

Die Wände dieses Hauses prangern die systematische Ermordung von mehr als tausend Führungspersonen seit der Unterzeichnung des Friedensabkommens an, sie beklagen und verabscheuen die Zwangsvertreibung von mehr als 6,7 Millionen Menschen, die durch den bewaffneten Kampf und durch ein ex-traktivistisches Modell verursacht wurde, das mit Unterstützung multinationaler Konzerne nach Kontrolle und Besitz der Bergbau-, Holz-, Energie-, Agrar- und Landressourcen des Landes strebt. Eine Visiereinrichtung aus Erde, die den Schwerpunkt des Hauses nach innen hin abgrenzt.

Der Norden, der Süden, der Osten und der Westen sind präsent als Aufruf an die Menschen, sich zu vereinen und ein System zu schaffen, das sich auf das Leben konzentriert, auf die Pflege der Erde oder, wie es die afro-kolumbianischen Ureinwohner:innen definieren: »vivir sabroso«, was sich auf gutes Leben jenseits von Wachstum und Konsum bezieht. Vivir sabroso fördert eine alternative Vision des Wohlbefindens, die auf sozialen Praktiken (wie Widerstandspraktiken, die sich auf die alltäglichen Kämpfe beziehen, anstatt sich auf konzeptionelle Rahmen wie Menschenrechte oder Übergangsregelungen zu stützen), zwischenmenschlichen Beziehungen und dem Schutz der Natur beruht.

»Gegen das System der Nekropolitik ist es unerlässlich, dass sich die Völker zusammenschließen, um einem Wirtschaftsmodell Platz zu machen, welches das Leben gewährleistet.«

Nach einem Zitat von Francia Márquez, Vizepräsidentin von Kolumbien



Joanna Pianka & Veronika Suschnig

Perceptual Grounds

Kollektive Erinnerung als Archiv urbaner Identität

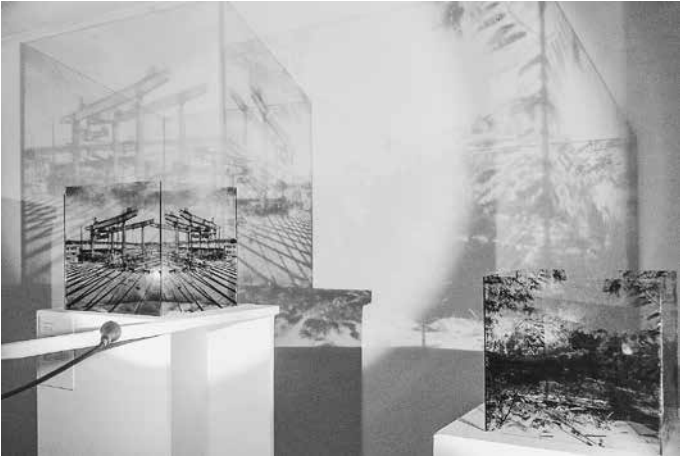
Wie wird die Vielschichtigkeit der Geschichte eines Ortes wahrgenommen? Wie kann man die Erfahrungsebenen der verschiedenen Stadtnutzer:innen sichtbar machen? Und was bleibt nach urbanen Transformationen davon übrig?

Perceptual Grounds gibt Einblicke in die verschiedenen Ebenen von Wahrnehmung und Erinnerung im Stadtraum. Stadtentwicklungsgebiete werden als Palimpsest verschiedenste Zeit- und Ort-Ebenen zum Untersuchungsgebiet der kollektiven Erinnerung.

Wahrnehmung, kulturelle Aneignung und Erinnerung sind die Grundlagen der gesellschaftlichen Produktion von Raum. Im Zuge von Stadtentwicklungsprojekten entstehen Lücken und Brüche. Das kollektive Gedächtnis eines Ortes handelt um Bewahrung und Verlust von begreifbarer Geschichte stets neu aus. Erinnerungen sind Konstrukte aus Realität, Fiktion und Imagination. Sie werden aus der Gegenwart heraus interpretiert, wiederholt und neu zusammengesetzt.

Geschichte wird nicht nacherzählt, sondern aktiv mitgestaltet. Prozesse hinter der Geschichtsschreibung werden erörtert, die Bedeutung der Bewahrung und Vermittlung des kollektiven Gedächtnisses in Verbindung mit einem konkreten Ort zur Diskussion gestellt.

In der Ausstellung werden Erzählungen, Archivalien und Artefakte mit ihren Fundorten vielschichtig verwoben und neu kontextualisiert. Fotografie, Siebdruck und Zeichnung werden bewusst als Medien gewählt. Abbild und Projektion übernehmen die Funktion von Erinnerungsträgern und neuen Wahrnehmungsebenen.



Raumproduktion

Serigrafie auf Acrylglas

70 x 70 x 70 cm

2021

Soziale Raumproduktion entsteht durch die Interaktion zwischen Menschen und Raum durch Wahrnehmung und Aneignung mit allen menschlichen Sinnen. Der physische Raum wird zum Handlungsrahmen, der Raum selbst wird sozial konstruiert.

Der Kubus ist ein Symbol für den durch den Menschen hergestellten Raum und wird zur Vervielfältigungs- und Projektionsfläche. Durch Spiegelung und Multiplikation von ein und demselben Foto eines Ortes auf den transparenten Seitenflächen der Kuben entstehen mehrfache Überlagerungen von Projektionen und Verzerrungen.



Erinnerungsrauschen

Zeichnung

50 x 70 cm

2021

Zeichnungen zeigen das Dickicht und die Überwucherung eines Ortes, der auf seine Transformation wartet – in der Abstraktion das Wuchern der Erinnerungen. Eindrücke und Erinnerungen wiederholen, verdichten und überlagern sich, bis sie zu einem großen Erinnerungsrauschen verschwimmen. Die Bilder sind konstruiert, verschwommen, verzerrt und multipliziert – sie stellen metaphorisch dar, wie unwirklich Erinnerung sein kann, obwohl sie sich tatsächlich erlebt anfühlt.

Erinnerung ist reine (Re)Konstruktion. Aufgerufene Erinnerungen werden ständig mit neuen Informationen verknüpft, Lücken werden durch Überlagerungen, Hervorhebungen und Variationen – gemischt mit kulturellen Codes – gefüllt. Erinnerungsbilder sind daher dynamisch, die Grenze zur Erinnerungsverfälschung ist vage, denn es gibt keine objektiv korrekte Erinnerung.



Lisbeth Kovačič

BLEIBT.

Montage aus Fotos und Zeichnung

70 x 80 cm

2022

Kollektiv genutzten Gebäuden sind mit den Utopien der sie Benutzenden gebaut. In ihnen manifestiert sich ein vielfältiges Wissen, wie kollektiv organisiert, veranstaltet, gewohnt, gefeiert, gestritten werden kann. Gelungene Projekte sind genauso Teil der Bausubstanz, wie Konflikte und Widersprüchlichkeiten und manchmal wird erst nach Ende ihres physischen Bestehens klar, wie nachhaltig die Baumaterialien waren.

Werden sie den Benutzenden/Bewohnenden/Beispielenden durch Enteignung, Abriss, Räumung oder Stadtplanung weggenommen, verlieren auch die Utopien ihren Raum. Individuell können Träume, Erfahrungen und Wissen weiter erzählt werden, aber nach ihre Demanifestation sind sie weniger leicht begreifbar.

Die Montage baut aus Teilen verschiedener historischer kollektiv genutzter Räume ein neues Haus. Die Erfahrungen und Expertisen, die diese Räume gemacht haben, fließen zusammen in ein neues Gebäude, das aus ihren Träumen, ihren Erfolgen und ihren Schwächen gelernt hat. In ihm können immer wieder neue Utopien entstehen.





Friedhofsflo & Freunde & Karin

Begrab was dich begraben macht pt. 2

Von Plätzen, die vergessen wurden oder waren
oder zum Vergessen sein werden/sind
Eine Abschiedsreise



St. PÄLTEN II

(Umgebung)

Wels I

(Foto verloren)

Passau X

Regensburg I

Strassbourg ~~III~~

Belgien: Namur I

(Ende von Karin)

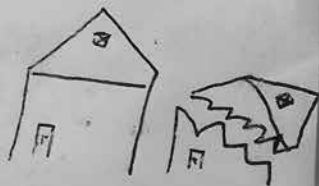
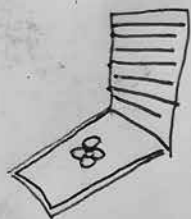
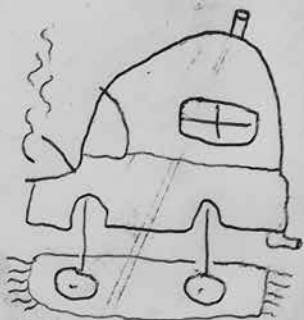
Mons / Dour

(Beerdigung)

(Zeltkauf)

↓
Niederlande

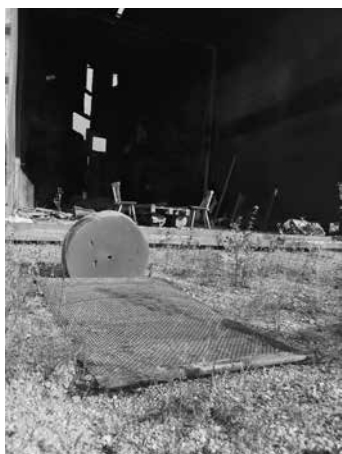
Wejkenzee III



NEXT STOPS:

Texel, Den Helder, Utrecht,

Arnhem, Kassel





Film- und Videoaktivist:innen

Verena Vargas Koch, Can Kurucu, Bruno Siegrist,
Thomas Macholz u. v. m.

Wem gehört Lauratibor?

Filmausschnitt: Trauerzug

Opernpremiere, 12. Juni 2021, Reichenberger Straße, Berlin

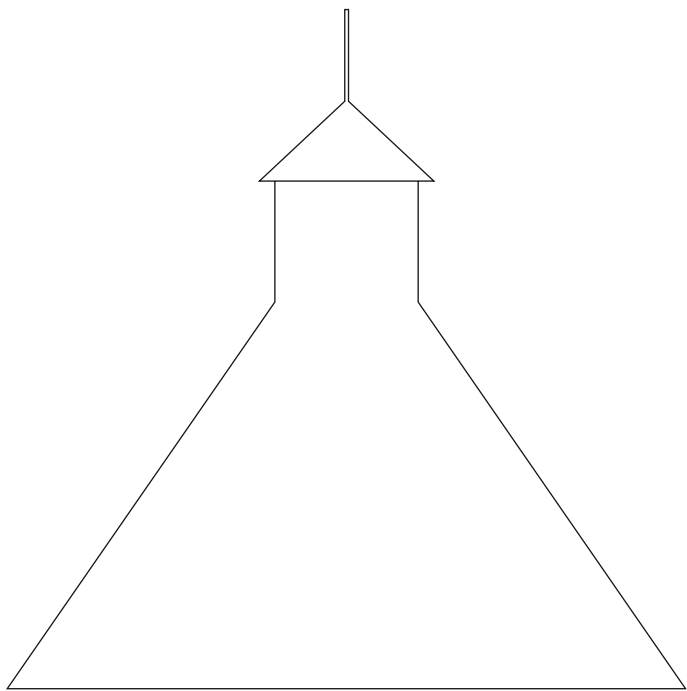




Der Mietenwahnsinn greift in Berlin immer weiter um sich und macht auch vor den Toren des Wohn- und Gewerbehofs Lausitzer Straße 10 und des Gewerbehofs Ratiborstraße 14 in Kreuzberg nicht halt. Das wollen Nutzer:innen und Mieter:innen nicht hinnehmen. 2019 entsteht die Idee, gemeinsam eine neue Form des Protests zu erarbeiten – eine Protestoper auf der Straße. Auch aus anderen Häusern kommen Unterstützer:innen dazu, sie werden Solist:innen, schließen sich dem Profit-Profit-Profit-Orchester oder einem der drei Chöre an, helfen bei Kulissen, Requisiten und Logistik.

Die Straßen-Protestoper »Wem gehört Lauratibor?« erzählt Geschichten von Verdrängung und Widerstand aus Kreuzberg 36: Die Legende der Heldin Laura und des Helden Tibor, die sich in den Widrigkeiten des Neoliberalismus verloren haben, sich aber im Kampf gegen die Invasion der Investor:innen wieder zusammmentun. Gemeinsam gehen sie auf die Suche nach dem Elixier des Widerstandes.





Lisa Bolyos, Kirsten Borchert

Pyramide

Raufasertapete, hergestellt mit Holz aus der Lobau

2022





Lisa Bolyos

After great pain

Äußere Mariahilfer Straße

Billboard, Papier auf Hartfaserplatte

Foto: Michael Bigus, Rahmen: Imre Bolyos

2022



After great pain, a formal feeling comes -
 The Nerves sit ceremonious, like Tombs -
 The stiff Heart questions >was it He, that bore,<
 And >Yesterday, or Centuries before?<

The Feet, mechanical, go round -
 A Wooden way
 Of Ground, or Air, or Ought -
 Regardless grown,
 A Quartz contentment, like a stone -

This is the Hour of Lead -
 Remembered, if outlived,
 As Freezing persons, recollect the Snow -
 First - Chill - then Stupor - then the letting go -

(Emily Dickinson)



Tomash Schoiswohl

Jumping Hochhäuser

Über vergangene und kommende Abrisse

Digitalisierter 16mm-Film, Farbe, 16:13min

2022

Kamera: Georg Oberlechner

Ton: Vinzenz Schwab









FEUERWERK



Tomash Schoiswohl

FEUERWERK

Modell des Feuerwerk-Häuschens
am Matzleinsdorfer Platz, Gudrunstraße 196b
abgerissen am 16. April 2021

Holz, Spanplatte, Pappendeckel, Farbe,
Leuchtkasten, Waschbetonplatten





Mittwoch, 21. September: Trauermarsch

Das ist ein Trauermarsch!

Mit Abrissbirne. Und Maulwurf.

Es gibt Kompott.

Kommen Sie mit uns eine Runde um den Block!

Zurück im Kulturzentrum 4lthangrund gibt's Kompott.

Abrissbirnenkompott.

Wollen Sie Kompott?

Vergessen Sie Betongold – in Zukunft nur mehr

Abrissbirnenkompott!

Nordbahnhof.

Wir denken an dich.

Sophiensäle.

Wir vermissen euch.

Südbahnhof.

Wir vergessen dich nie!

Alle Protestbauten. Pyramide Hausfeldstraße. Protestcamp

Hirschstettner Straße. Protestcamp Auf den Barrikaden.

Botschaft der Besorgten Bürger:innen Heldenplatz.

Mediencamp Karlsplatz.

Wir sind traurig und denken an euch.

Alle selbstgebauten Spielplätze und Häuschen,

die nicht mehr sind.

Wir sind traurig und denken an euch.

Parkplatz St. Marx.

Wir brauchen dich!

Kommt die Stadthalle?

Wir brauchen dich nicht!



Wir wollen offene Plätze, offene Räume, offene Straßen.

Stadt des Kindes.

Wir vermissen dich.

Die Terrassen am Meiselmarkt. Spielplatz für Kinder und Jugendliche. Ein Freiraum. Zuerst versperrt, dann umgewidmet, dann verbaut. Wen kümmert's?

Venediger Au.

Bleib bei uns!

Radetzkystraße 24-25.

Kaffee Urania.

We are grieving for you.

Alles KAPUTT.

Remember all the ugly spaces
that have gone
that we lost
that have never been.

Das kleine FEUERWERK-Häuschen am Matzleinsdorferplatz.

Wir werden dich nie vergessen.

Sophiensäle.

Wir vermissen euch.

Nordbahnhof.

Wir vergessen dich nie.

Alle Protestbauten. Alle Zelte unter allen Brücken.

Alle Baumhäuser, die nicht mehr sind.

Wir sind traurig und denken an euch.

Kleines rosa Gasthaus in der Ungargasse.

Wir hätten gern noch einmal Knödel bei dir gegessen.

Stadt des Kindes. Stadt, die für Kinder geeignet ist.

Stadt, die Kinder sich aneignen können.

Wir brauchen dich.

Alle Bewohner:innen aus allen abgerissenen Häusern.

Alle Bewohner:innen, die sich alle Dachgeschoßwohnungen nicht leisten können.

Alle Bewohner:innen, die sich ihre Stadt nicht mehr leisten können.

Kommt zurück!

Kaffee Urania.

Café Express.

Café Westend.

Wir vermissen euch.

Nordbergstraße 15.

Wir wollen unser Geld zurück!

Alle alten Bahnhöfe.

Südbahnhof und Westbahnhof. Wien Mitte

und Franz-Josefs-Bahnhof.

Wir sind in Gedanken bei Euch.

Der schönste Südbahnhof: abgerissen und durch eine Bank ersetzt.

Wien Mitte: Shoppingcenter statt Räuberhöhle.

Westbahnhof: eingezwängt, umgebaut in Shopping Mall mit Gleisanschluss. Die BahnhofCity West. Wir vermissen das blaue Haus. Wir brauchen keinen IKEA!

»Nach der Absiedlung der Wirtschafts-Uni könnte aus dem Gebiet zwischen Spittelau und Julius-Tandler-Platz ein schönes neues Viertel werden.«





»Der Platz vor dem Bahnhof ist seit langem ein Treffpunkt für Obdachlose. Nach Anrainerprotesten gegen die »Versandlung« des Areals installierte die Stadt vor drei Jahren eine mobile Sozialarbeitertruppe. Am Umstand, dass das Grätzel zusehends vergammelt, änderte das wenig.«

»In ein paar Jahren, nach der Absiedelung der Wirtschafts-Uni in den Prater, soll das Gebiet aber in neuem Glanz erstrahlen.«

»Idealerweise entstehe dort ein neues Wohn- und Büroviertel mit Grün dazwischen, sagt Vassilakou.«

»Das wird auf jeden Fall ein Best-Practice-Beispiel in Sachen Beteiligung, sagt Vassilakou.«

»Die Dimension des Projektes wird nicht nur das Grätzel, sondern den gesamten Bezirk nachhaltig aufwerten.«

»Nun seien zahlungskräftige Käufer nötig, so die Bezirksvorsteherin, die betonte: Im neunten Bezirk ist jeder willkommen, auch wenn er reich ist.«

BETONGOLD GEHT IMMER
BETONGOLD GEHT IMMER
BETONGOLD GEHT IMMER

Und jetzt schweigend zurück zum Abrissbirnenkompott.







Freitag, 23. September: Immomonster



Heute sind die Kinder dran.

Mit Ton, Gipsfaschen, Schwemmholz und Farbe bauen sie Immomonster. Überdimensionale Kartonbausteine türmen sie zu einer Monsterimmobilie auf und werfen sie mit Einsatz ihrer Körper und mit einer Abrissbirne um, bis die Abrissbirne endlich kaputtgeht und die Süßigkeiten rausfallen.

Workshop: Cäcilia Brown, Tomash Schoiswohl



















Samstag, 24. September: Leichenschmaus

**Einladung zum Immo Grief Leichenschmaus
am Samstag, 24. September 2022, 18 bis 20 Uhr**

Im Rahmen des Projekts »Immo Grief. Für eine kollektive Kultur des Trauerns um ein Zuhause« erarbeiten wir ein Konzept der Trauer um verlorene Immobilien – zwangsgeräumte Wohnungen, abgerissene Stadtteile, überflutete Dörfer, zugebaute Brachen, zerstörte Protestbauten.

Beim Leichenschmaus wollen wir mit Dir und anderen Expert:innen aus Stadtplanung, Stadtforschung, Architektur, urbanem Aktivismus und Kunst über Immo Grief diskutieren. Wozu brauchen wir Immo Grief? Welche Praktiken der Trauer gibt es? Wollen wir überhaupt trauern?

Unsere ersten, rohen Ideen schicken wir mit. Sie dienen als Ausgangspunkt; wir freuen uns, wenn Du Zeit findest, Dir ein paar Gedanken dazu zu machen. Wenn nicht, geht die Immobilienwelt auch nicht unter.

Der Abend läuft ab wie jedes Großfamilientreffen (allerdings ohne Leichen im Keller): Es wird in erster Linie viel und gut gegessen, dann bemühen wir uns um ein gemeinsames, konzentriertes Gespräch über Immo Grief, und irgendwann franst das Ganze aus und geht in Gespräche mit Tischnachbar:innen über. Auch eigene Immo-Grief-Geschichten dürfen beim Leichenschmaus erzählt werden!

Das gemeinsame Gespräch wird mit Eurer Erlaubnis aufgezeichnet, um es in die Publikation einfließen zu lassen.

Wir freuen uns, dass Du mit uns isst & diskutierst!

Lisa & Tomash

Teilnehmende:

Florian Karl Berger (Skatepark St. Marx), Lisa Bolyos (Immo Grief), Angelika Gabauer (Technische Universität Wien), Gabu Heindl (Architektin), Myassa Kraitt (Vereinsvorstand Wienwoche), Elina Kränzle (Stadtforscherin), Sarah Kumnig (Sozialwissenschaftlerin), Tomash Schoiswohl (Immo Grief), Ursula Napravnik (Künstlerin, Aktivistin), Ivana Pilić (Vereinsvorstand Wienwoche), Amila Širbegović (Stadtforscherin), Adriana Torres Topaga (Künstlerin), Ruth Weismann (Redaktion Straßenzeitung Augustin)

Auszug aus dem Gespräch:

LB: In der Vorbereitung von Immo Grief wurden Tomash und ich oft gefragt: Meint ihr wirklich trauern? Oder meint ihr kämpfen?

GH: Und was habt ihr geantwortet?

LB: Wir meinen trauern. Wir glauben nicht, dass Trauern und Kämpfen in Konkurrenz zueinander stehen. Aber wir sehen, dass es gerade in aktivistischen Kreisen viel ums Kämpfen geht, und so wollten wir uns der tabuisierten Frage der Trauer widmen.

SK: Als ich zum ersten Mal von Immo Grief gehört habe, war ich irritiert. Meine Assoziation war Resignation, aufgeben, sich abfinden. Ich habe mich gefragt, muss man die Kämpfe nicht mehr gewinnen wollen? In meinem Aufwachsen war Trauerkultur etwas Individualisiertes und Stilles, etwas nicht Sichtbares. Anderswo ist Trauern sicher kollektiver, sichtbarer, vielleicht auch wütender. Ich denke daran, die Namen der verstorbenen Genossinnen, Freundinnen und Schwestern zu nennen und zu sagen, ¡presente!, ihr seid nicht vergessen, ihr seid Teil von uns allen! Mit so einem Trauer- oder Gedenkverständnis macht es total Sinn, Immo Grief zu veranstalten. Den Entwicklungen in der Stadt etwas entgegenzuhalten, Verluste sichtbar zu machen und damit vielleicht auch verlorene Kämpfe als Kämpfe festzuschreiben.

AG: Ich finde interessant, dass ihr euch eigentlich eine sehr krasse Emotion ausgesucht habt. Trauer kann ja sehr destruktiv sein, aber umgekehrt kann sie auch etwas Ermächtigendes haben.

TS: Ich glaube, die beiden Momente sind sehr nah beieinander. Am Abend, nachdem das Feuerwerk-Häuschen am Matzleinsdorfer Platz weggerissen worden ist, war mein Gefühl das gleiche, das ich aus den Zeiten kenne, in denen Leute gestorben sind, die mir sehr nahe waren. Eher ruhig, gar nicht so wütend. Trauer ist ein komisches Gefühl, schön und arg.

EK: Für mich ist Trauer eher ein Gefühl, dass mich lähmt. Kein kämpferisches Gefühl. Es ist schon ein großer Schritt von der Trauer aus zu sagen, ich engagiere mich, ich kämpfe, ich will das zurück, was mir genommen wurde. Trauer zieht mich im ersten Moment runter.

LB: Ich glaube, dass Trauer auch heilsam ist. Vorgestern hat Georg Lembergh hier seinen Film »Das versunkene Dorf« gezeigt, über zwei Dörfer am Reschenpass, die durch eine Stauung 1950 zerstört wurden. Georg Lembergh hat unter anderem mit Vertriebenen aus diesen Dörfern gesprochen, und es wird sichtbar, dass viele von ihnen über Jahrzehnte ihre Trauer ganz vehement tabuisieren mussten. Diese Erstarrung löst sich erst, indem sie der Trauer Ausdruck geben. Ich bin in das Projekt Immo Grief mit der Idee reingegangen, dass Trauer zur Heilung beiträgt; ob sie mich dann kämpferisch macht oder ich sage, passt, abgehakt, nächstes Kapitel, das ist für mich offen.

RW: Traurig sein ist eine Realität. Ich bin zum Beispiel traurig, wenn ich durch die Stadt fahre und sehe, dass ich mir viele schöne Wohnungen in der Innenstadt sicher niemals leisten kann – und die meisten anderen Leute auch nicht. Das sind schöne Häuser! Wenn Häuser, die ganz normal sind, aufgewertet werden, ihr Dach ausgebaut und teuer vermietet wird – ich finde, da wird der Stadt etwas weggenommen, auch wenn das Haus nicht

abgerissen wird. Da kann ich natürlich besetzen und kämpfen, aber ich kann auch erstmal einfach darüber trauern.

GH: Ich denke, man muss den Trauerbegriff abgrenzen und sehr genau bezeichnen, was man damit meint. Sonst gerät man leicht in ein Fahrwasser, in dem man nicht sein will.

LB: Ich bin nicht sicher, dass ich mit dem Begriff der Trauer ein Risiko eingehe. Es ist ja wie mit dem Begriff des Kämpfens oder der Sozialen Bewegung oder der Hausbesetzung – das können alles die Rechten auch. Die Frage ist, ob wir formulieren können, wie wir uns Gesellschaft vorstellen. Daraus ergibt sich, worüber wir trauern und worüber nicht. Es geht um die Praxis – wofür traure ich und wofür kämpfe ich mit wem.

GH: Die Definition ist wichtig: Worum wird getrauert? Schon der Titel »Immo Grief«, könnte missverstanden werden.

LB: Bei der Eröffnung der Wienwoche hat mich eine Person gefragt: Immo Grief? Ja, aber wer besitzt denn Immobilien und ist dann traurig, wenn sie weg sind? Enterbt werden als Immo Grief!

SK: Ich habe sehr interessant gefunden, dass ihr Immo Grief sagt und gleichzeitig das Trauern um ein Zuhause im Zentrum steht. In der kritischen Wohnforschung sind das zwei Begriffe, die in einem Spannungsverhältnis stehen – Wohnen als Zuhause und Wohnen als Immobilie, als Ware, als Anlageprodukt.

AG: In meinen Ohren hat Immo Grief im ersten Moment auch eher wie ein Maklerbüro geklungen.

////

EK: Trauern ist für mich etwas sehr Individuelles. Man hat vielleicht ein gemeinsames Begräbnis und einen Leichenschmaus, spricht über den Verstorbenen, aber sonst macht man es mit

sich selber aus. Zu kollektiven Formen von Trauer fällt mir nur Staatstrauer ein: Queen Elizabeth! Zwischen Staatstrauer und individueller Trauer kenne ich gar nicht so viele Formen.

AŠ: Vielleicht nicht aus dem mitteleuropäischen Raum. Im Rahmen der Kriege, Bosnien in den 90er-Jahren oder heute die Ukraine, wird ein Urbizid begangen. Es geht darum, Städte zu zerstören, urbane Kultur zu zerstören. Dieses Trauma erleben die Menschen sehr kollektiv. Man zerstört Kultureinrichtungen, Strukturen, gebaute Symbole und versucht damit, die Erinnerung an das Gemeinsame zu zerstören.

ATT: Welchen Ausdruck findet dann die kollektive Trauer?

AŠ: Es werden Veranstaltungen zu dem Thema gemacht; es wird darum gekämpft, bestimmte Häuser wieder eins zu eins aufzubauen. Diese Trauer um symbolträchtige Gebäude ist schwer zu erklären – denn wie kann man um Häuser trauern, wenn gleichzeitig Menschen gestorben sind? Darf man ihnen überhaupt nachtrauern, wenn so etwas Tragisches wie ein Krieg stattfindet?

GH: Ich habe in Nürnberg einen Vortrag von einer ukrainischen Architekturtheoretikerin über den Krieg gehört. Sie hat nur erzählt, welche Gebäude zerstört worden sind. Das war eigenartig und auch wieder nicht, weil sie als Architekturtheoretikerin von diesem Ort kommend diese Perspektive eingenommen hat. Ja, es ist schwierig, über den Verlust von Gebäuden zu sprechen, wenn im gleichen Moment so viele Menschen sterben. Aber auch die Häuser sind wertvoll für die Städte und für die Communities.

MK: Ich würde dem widersprechen, dass man einem Haus oder einem Ort nicht wie einem Menschen nachtrauert. Häuser haben in unterschiedlichen Kontexten ganz unterschiedliche Bedeutungen. Wenn man zum Beispiel migriert und kein transgeneratives Erbe da ist, bekommt ein Ort, ein Haus eine ganz andere Bedeutung. Oder jüdische Freund:innen, die sagen: Wir haben unsere

Wohnungen verloren, es wohnen andere da. Der Verlust ist da, auch wenn sie nie darin gewohnt haben.

IP: Ich denke auch an alte Leute. Wenn die letzten Lokale oder die letzten kollektiven Räume, die man gut erreichen kann, weg sind, heißt das ja fast schon, dass das soziale Leben endet. Das stelle ich mir unfassbar traurig vor.

AG: Für mich ist Trauern durchaus etwas Kollektives, vor allem, wenn es um Erinnerungskultur geht, die ja sehr oft baulich ist und im öffentlichen Raum. Woran ich mich beim Lesen der Einladung gestoßen habe, war, dass ich beim Trauern an Lebewesen denke. Eine ähnliche Frage stellt sich ja auch beim Carebegriff – kann man Sorge tragen für die gebaute Umwelt? Und inwiefern wird der Carebegriff dadurch womöglich auch sehr schwammig? Insofern würde ich fragen: Trauere ich wirklich um das Gebaute oder darum, was das Gebäude bedeutet hat? Geht es um das Haus oder um die Beziehungen, die damit zusammenhängen?

TS: Wenn ein Gebäude zerstört wird, zerstört man ja nicht nur das Gebäude. Oder, noch zugespitzter: Wenn du Autobahnen durch Communities durchbaust und nichts dafür abreißen musst, zerstörst du gar keine Gebäude. Aber du zerstörst soziale Beziehungen und Möglichkeiten; Sachen, die man nicht sieht, und die auch Architekt:innen und Stadtplaner:innen oft nicht sehen. Ich arbeite schon sehr lange zum und am Matzleinsdorfer Platz, und das Feuerwerk-Häuschen, das letztes Jahr abgerissen wurde, ist auch der Ursprung meiner Beschäftigung mit Immo Grief. Viele Leute sagen über den Platz: Da ist ja nix! Also kann man da auch machen und bauen und abreißen, was man will. Aber in dem Häuschen haben Leute gewohnt; viele haben es genützt, um dort zu sitzen auf einem Spaziergang. Und wenn so ein Ort dann zerstört wird, wird das ganze Soziale mitzerstört.

RW: Es ist ja auch so: Wenn was wirklich Tolles nachkommen würde, müsste ich nicht so traurig sein – aber das ist halt oft





nicht der Fall. Wenn ein Gebäude, das ich schön finde, abgerissen wird, und es kommt ein Communitycenter hin, mag mir das vielleicht architektonisch nicht gefallen, aber ich kann sagen, das ist die bessere Nutzung.



TS: Was mich an Trauer besonders interessiert, ist die Frage nach Ritualen. Ich habe einmal einen Buchbeitrag über Sozialbauten geschrieben, die in der Geschichte weggerissen wurden. In dem Buch ging es um Rituale, und die Leute, die mitgeschrieben haben, haben einander gefragt: Welche Rituale haben wir eigentlich? Kaffeetrinken in der Früh, aber nicht viel mehr.

UP: Ich war als Aktivistin beim Donaufeld aktiv, das leider planiert wurde. Vor einem halben Jahr wurde das Ehemalige Glashaus weggegeben, das war für mich ein schöner Ort. Ich habe Erinnerungsstücke abtransportiert und sie in meinem Garten in Ungarn wieder aufgestellt. Das war meine Form, damit umzugehen.

LB: Die Suche nach Ritualen führt auch dazu, dass wir Analogien zum Tod von Menschen herstellen. Dass man traurig über Dinge sein kann, ist ja per se nichts, was wir in Frage stellen – man ist traurig, wenn man etwas verliert, was man gern gehabt hat. Aber weil wir einen Leichenschmaus machen und einen Trauerzug und damit das Ganze ritualisieren, wird es haarig; es gerät in die Nähe der Trauer, die wir um Menschen kennen. Es gibt in der Ausstellung Arbeiten, die sich mit beidem beschäftigen – zum Beispiel »Wem gehört Lauratibor?«, eine Straßenoper gegen Gentrifizierung aus Berlin. Das Opernkollektiv, das aus vielen Mietenaktivist:innen besteht, traut sich, gleichzeitig um Orte und um Leute zu trauern, die durch Zwangsräumungen oder die Bedingungen der Obdachlosigkeit verstorben sind.

ATT: Ich denke an die Beziehung von Körper und Raum. Worum traure ich? Um die Körper, den Raum, die Beziehungen, die

gestorben sind oder die es nicht mehr gibt? Im ländlichen Raum in Kolumbien kommen große Firmen und sagen: Wir wollen hier eine Goldmine bauen! Die Menschen organisieren sich, das wollen wir nicht!, und sie kennen dabei die möglichen Konsequenzen: Die Leitungsfiguren der Communities und ihre Familien werden umgebracht. Viele Künstler:innen in Kolumbien entwickeln Rituale, sie machen Performances, wie diese Körper auf den Boden fallen. Man braucht die Trauer, um die Sachen zu benennen.

AG: Mir ist etwas eingefallen als Aktion zum Trauern. Ich mache gerade Interviews mit älteren Menschen, in denen der Tod auch ein Thema ist. Und da hat mir eine erzählt, dass es mehr und mehr Thema wird, dass man einen Baum pflanzt, wenn man stirbt. Wenn ein Gebäude zu betrauern ist, könnte man doch auch einen Baum dafür pflanzen!

GH: Ein Haus gegen einen Baum? Nein.

AG: Oder eine Grabstätte dafür machen.

FKB: Ich mache Gräber aus Restmaterialien in leerstehenden Häusern, bevor sie abgerissen werden, oder in Baulücken. Manchmal sitze ich in der Nähe auf der Lauer und höre zu, was die Leute reden und um welche Gebäude es ihnen leid tut. Meine Gräber für Häuser kommen nicht nur gut an. Leute sagen: Das ist voll pietätlos, was tut das Grab hier? Aber dann schauen sie es genauer an und sehen, dass es aus dem Material des Hauses ist. Ich finde das Grab an sich sehr interessant. Der einzige Grund oder die einzige Pacht, die ich habe, ist unser eigenes Familiengrab. Ich weiß auch, da liege ich später, und das ist extrem beruhigend – das letzte Gebäude, in dem ich sein werde.

////

TS: Eigentlich wollten wir Immo Grief am Parkplatz von St. Marx veranstalten. Wir wollten dort selber etwas bauen und den Ort

nutzen, um über Trauer und Rituale nachzudenken. Das hat uns aber die WSE (Wiener Standortentwicklung GmbH), die dort eine Stadthalle plant, verboten, weil sie offensichtlich Angst vor der öffentlichen Trauer hatten. Sie haben gesagt: Wir stehen auf der anderen Seite, wir wollen das nicht.

FKB: In St. Marx trauern wir eigentlich schon vorab. Wir werden den Skatepark und die Gärten verlieren, wenn die Stadthalle gebaut wird und wir uns nicht organisieren – was in Wien sehr schwierig ist, weil es eine echt schlechte linke Besetzer:innenkultur gibt. Andererseits hat sich die WSE selbst ziemlich verspekuliert mit der Stadthalle.

LB: Die trauern auch schon vorab?

FKB: Ihnen fehlen wegen der Pandemie ein paar hundert Millionen für den Bau, und es ist schwierig, Investorinnen zu finden: Wir sind noch in einer Pandemie, aber lasst uns doch eine Halle für 70.000 Leute bauen! Die Wien Holding pocht aber darauf, dass gebaut wird.

RW: Wieso pochen sie darauf? Es gibt so eine absurde Kultur in Wien, dass man nicht zurückrudern kann, auch wenn man schon weiß, es macht einfach keinen Sinn.

TS: Wenn etwas auf Schiene ist und da jahrelang Arbeit reingeflossen ist, muss es kommen. Obwohl niemand diese Halle braucht und auch die Verantwortlichen selbst sehen, dass sie sinnlos ist.

LB: Ich finde den Parkplatz von St. Marx einen super Ort zum Trauern. Es gibt dort am Zaun ein Rendering der geplanten Stadthalle, das über die vielen Jahre vom Wetter schon total kaputt geworden ist. Vor das Rendering könnte man doch mal ein Kerzler hinstellen.

RW: Und vorab um die nicht gebaute Stadthalle trauern!

GH: Das wäre doch was – Trauer inszenieren, fiktiv trauern um etwas, das besser nicht kommen soll. ●



IMMO
BRIEF

TEXTE ZUR



Aus dem Kondolenzbuch

ALL DIESE ABGESISSENEN
HÄUSER; WO SIND IHRE
BEWOHNER: INWEN ?

Als ich als 30-Jähriger an der abgerissenen Garage in der Straße, in der ich aufgewachsen bin, vorbeifuhr, war ich überrascht und traurig. Dort hatte ich Moped fahren und Fahrrad reparieren gelernt.

Robert, 17. 9. 22

////

NEUES SCHÖNES ALTES SCHÖNES
 NEU ALT
 NEU ALT
 WIE KANN ALLES BLEIBEN
 UND ES STIMMT
 TRAUIG OFT
 DASS ORTE GEHEN

////

In Polen, im kommunistischen Polen, wurden ganze Stadtteile niedergerissen, um Platz zu machen für neue sozialistische Symbolbauten. Die Bürger:innen sollten nicht mehr an die bürgerlichen Bauten erinnert werden.

Dadurch wurde die Stadt wie zerrissen. Die Stadtteile sind nie zusammengewachsen. Dieser Eingriff zeigt eigentlich nur, dass es ein Eingriff war ... Die Stadt war früher wunderschön, so die Erzählung meiner Familie. Dadurch habe ich eigentlich immer den Verlust gesehen.

Es ist furchtbar, es ist Verschwendung ...

Beim Gedanken daran geht es mir Scheiße.

Eingedenk an Katowice,
 anonymer Gastarbeiter

////

DAS
MÄRCHEN
SCHLOSS

VON

KALTEN
LEUT
GEBEN!



in einer
Kleinfestung
für
Kriegszeiten

In Bozen/Bolzano beim Bahnhof tut sich gerade ein riesiges Loch auf. Durch kleine »Durchsichten« kann man hinunterschauen. Da sammelt sich Wasser in kleinen Seen, dazwischen Arbeiter beim Zusammenbinden der Stahlstangen für den Stahlbeton, mit dem dieses Loch aufgefüllt wird. Kies für den Stahlbeton, Kies für Benko, ein neues Einkaufszentrum, ein Leuchtturmprojekt, ein neues Zentrum für die Stadt. Den Benko freut's sicher, ich vermisse den Busbahnhof, der hier war, das Hotel Alpi, die Spielhölle im Keller, den halben Bahnhofspark. Hier habe ich Schule geschwänzt, mich betrunken, auf den Bus gewartet, zum ersten Mal geküsst. Dem Benko ist es egal. Ich bin traurig.

////

Ich trauer um jedes alte Haus, das vernachlässigt wurde und leiden musste, bis es abgerissen wurde, um einem gesichtslosen, langweiligen Neubau zu weichen. Ich trauer um alle Einfamilienhäuser mit großem Garten, jedes anders als das andere, die weichen mussten, um einheitlichen Häusern ohne Grün oder Charakter Platz zu machen.

////

Mein Baumhaus in der Gstättn wurde von Jugendlichen kaputtgemacht. Bin jetzt selber so alt und immer noch sauer.

Statt eines Nachworts: Ich weine nicht für Häuser, noch nicht

Rainer Krispel

Schau nicht in die Häuser / Denn sie lachen dich aus / Sie sind so alt /
Sie haben viele Narben / Sie haben dich gesehn / Und du warst noch
ein Kind (...)

So viele Jahre zeichneten sie / Doch sie beschwerten sich nicht /
Eines Tages werden sie ineinanderfallen / Und niemand wird weinen
Mein Haus ist schwarz und es steht allein / Es hat keine Fenster und
es kommt niemand rein

(»Häuser«, EA 80)

Will ich etwas finden, mich gedanklich ordnen oder aufmachen, wozu auch immer, dann erledigt das oft die Musik für mich. Rasch tauchen Lieder auf, die vielleicht hin, vielleicht schräg vorbei, vielleicht weg von einem Thema führen. Als ich gefragt wurde, diesen Text zu schreiben, durch ein E-Mail mit dem Betreff »Trauerrede für Häuser«, war sofort dieses Lied da (sowie Government Issues »Where You Live« und »House Where Nobody Lives« von Tom Waits). Von einer Platte, die 1983 erschienen ist, »Vorsicht Schreie« der Band EA 80 aus Mönchengladbach. Längst ein Klassiker, die Platte. So wie die Band, die sie gemacht hat, eine weiterbestehende Institution ist. Nicht die kleinste der Qualitäten dieser Band, deren Sänger bis heute als »Junge« agiert – sie trauten sich schon immer zu trauern, oft ganz schön heftig. Halbe, gezähmte Trauer wäre furchtbar, so wie vorgetäuschte und pflichterfüllende, wie die Trauer, die sich gehört oder ziemt.

Die Adresse von Junge war, und ist womöglich immer noch, in einer in Mönchengladbach gelegenen Beethovenstraße. Von der aus hat er einmal ein Paket mit 10 Platten, nicht »Vorsicht Schreie«, sondern das zweite oder dritte Album, nach Linz geschickt, in die Hörzingerstraße. Dort, in einer damals eher am Stadtrand gelegenen Siedlung voller 5-stöckiger Häuser, alleinstehender und

im Block angeordneter mit Eigentumswohnungen, bin ich aufgewachsen, dort zog meine Familie hin, als ich 5 oder 6 gewesen sein mag. Wenig später waren wir mit der Geburt meines Bruders mitten drinnen in der working man-working woman-2 Autos-2 Kinder-Vorstellung von einem anständigen Leben. Bunt war da wenig, jedes Gebäude hatte nur seine eigenen, leicht variierten Farbstreifen, ganz dünn, um sie wenigstens ein wenig voneinander abzuheben. Die Häuser hatten kein Geheimnis, der Thrill der Keller und des Dachbodens enden wollend. Oh doch, der Keller doch ein wenig gruselig, der Teil, durch den du durchgehen konntest und raus in den Grünbereich mit Sandkiste und Kletterhaus. Das Fußballspielen auf der dafür wie geschaffenen Wiese dem selbsternannten Grünpfleger und nicht nur kinderlosen Siedlungsmitbewohnerinnen ein Ärgernis. Am Anfang einige Jahre der Versuch, die Hausgemeinschaft mit Festen zu beleben, das flaute ab, mehr als Grüßen und kurze Gespräche zwischen den Nachbarn und Nachbarinnen bald nicht mehr üblich.

Jahrzehnte später bin es natürlich ich, der bei einem Linz-Aufenthalt die größte wahrgewordene Angst der dieweil urlaubenden Mutter live miterlebt, als ich die Wohnung betrete und merke – die Balkontür steht offen, und uups, das sind ja alle Laden herausgerissen, im Schlafzimmer liegt ihr Schmuck und vieles andere herum: Einbruch! Der Dieb, die Diebe, als sie den Schlüssel hören, ab über den Balkon, wir sind in einer Erdgeschoßwohnung. Wahrscheinlich mit das Aufregendste, was in dieser Siedlung je passiert ist, möchte ich schon schreiben, da fällt mir eine tragische Episode ein, die ein Freund, der anderswo in der Siedlung wohnte, erleben musste. Sturmfrei, Teil der Party ist der Balkon, er unterhält sich mit Drink in der Hand mit jemandem, da stürzt ein Körper, ein Mensch vorbei – vom darüber gelegenen Stockwerk in den Tod gesprungen.

Jetzt sind wir also doch, über gar nicht so weite Umwege, bei Trauer angekommen. Trauer, die so ein Ereignis unweigerlich auslöst, bei den Menschen, die den Springenden, die Springende kannt. Ganz direkt – ohne gedankliche Umwege – mit Häusern, mit Immobilien, bringe ich die Trauer eben nicht so recht zusammen.

Meine angefragte Expertise zum Thema jene, dass ich beruflich als Trauerredner für Menschen arbeite. Ich spreche also, wenn sich Menschen von Menschen verabschieden, die das Ende ihres Lebensweges erreicht haben. Ich bin dabei, wenn, ja, was eigentlich? Wenn sich die nach außen getragene Trauer noch einmal manifestiert, und wenn, im Idealfall, dieser Akt einen Auftakt dafür setzt, dass das Sterben, unter welchen Umständen auch immer, nicht mehr allein das Bild, die Erinnerung dieses Menschen, prägt, sein oder ihr Wesen nicht allein durch die unauflösbare Verbindung mit dem unwiederbringlichen Verlust ausgemacht wird.

Das jetzt sozusagen ausgesprochen habend, merke ich, wie viel eigene Trauer, Schwere, seltsame, diffuse Gefühle ich mit Häusern, mit Wohnungen, mit Orten, auf denen Gebäude standen oder stehen, in Verbindung bringe. Sie drinnen halte. Als müsste ich über der Bindung zu diesen stehen, diese Bindung aber andererseits wesentlich und doch – in Linz, wo ich aufgewachsen bin, habe ich, anders als in Wien, immer ganz genau gemerkt, wenn sich baulich etwas verändert hat, nicht immer nur zum Schlechten, und ja, Banalitätsalarm, Leben ist Veränderung. Aber wer gestaltet die, wer macht und wer erfährt sie? Und manchmal war ich, vielleicht nicht traurig, aber zumindest betrübt, wenn etwas nicht mehr da war, das einfach gut zum Vorbeigehen und Anschauen war. Ein Stück des Weges, des eigenen. Schnell genug vorbei.

Drauf geschissen, dass das CBGB's, dieses New Yorker Punkmekka, so nicht mehr existiert (ich habe es nur einmal von außen gesehen, very likely a true shithole, was ja passt), ich möchte aber noch immer wüten und toben, dass es die alte Stadtwerkstatt – mit der passenden Adresse Friedhofstraße – in Linz-Urfahr so nicht mehr gibt, diese Wut verstärkt von der Heimtücke der Stadt Linz, die zum Abriss dieser führte.

Noch näher, und weit weg von jeder Wut, die Sehnsucht, noch einmal in die Schneiderei meiner Großeltern gehen zu können, in der Mozartstraße, noch einmal durch die Passage zu gehen, den Friseurbesuch dort zu scheuen, und mich doch auf die Jause beim Greißler, der als Nachbarschafts-Hangout funktionierte, danach zu

freuen, diesen Boden unter den Füßen zu spüren, diese Wände in den Gängen zur Schneiderei, der unheimliche Lift ... Viele, viele Jahre später noch einmal ein persönlich signifikanter Ort, als ausgerechnet hier das Wiener Plattengeschäft Rave Up seine kurzlebige Linzer Dependence eröffnete. Gerne stelle ich mir vor, dass hierbei das grimmige frühere Waffengeschäft mit besserem Leben gefüllt wurde, sicher bin ich mir aber nicht. Dabei war die Schneiderei der Großeltern schon Geschichte, wie viele andere Läden dort und bald das ganze Ensemble. Effizient modernisiert.

Gar nicht fehlt mir der Blick vom Balkon dort auf das lange gegenüberliegende riesige Gebäude der Polizeidirektion, dessen Mauern farblich von so einem durchdringend grässlichen, schmerzhaften Ton, dass selbst jede kindliche Vorstellung davon, was dort drinnen an Unrecht geschehe, durch das Wiederauffinden dieser Farbe allein von der so hergestellten Wirklichkeit übertroffen werden würde. Und schon weiche ich wieder die beginnende Trauer, das Sehnen, durch die Wut, die Skepsis, die Distanz und Abstraktionen auf. Also ganz gerade: Mir fehlt die Schneiderei von Opa, von Oma, mir fehlt der Blick auf diese Mozartstraße. Und da gestehe ich mir gleichzeitig schon wieder und noch eine Ur-Wut zu – diese Drecks kapitalisten und Adeligen haben oft Jahrhunderte Zugänge zu den nur sanft oder unter ihrer Ägide veränderten Orten und Schauplätzen ihrer Geschichten und Verhältnisse, können diese ungehindert in Augenschein nehmen – uns, den Vielen, ist das nur ganz eingeschränkt möglich (vielleicht das einzige verzweifelte Argument, das ich für die Eigentumswohnung gelten ließe).

Und lassen wir Huckey aus der Piccolominigasse in Ebelsberg losfahren, um sich eine EA 80 Platte zu holen und nutzen wir die Fahrt, um zu reflektieren, was mir selber erst Jahrzehnte später auffiel – dort, in der Piccolominigasse und in Ebelsberg überhaupt, hat es signifikant anders ausgeschaut als in »meinem« Linz, schon durch die Häuser, die Gebäude – doch: (noch) härter, kälter. Und darum war es so wichtig für ihn, dort wegzukommen, was er tat – da war keine Trauer nötig. Da hatte das »über« in Übersiedeln einen Sinn. Überkommen.

Wahrscheinlich habe ich die EA 80 Platte beim, genau, Übersiedeln, 6. Stock ohne Lift, raufgeschleppt – mit hunderten anderen. Weiter unten, also den Berg runter, in der Kudlichstraße wohnte eine meiner Tanten mit ihrer Familie, die Vorstellungen davon sind heute noch ganz klar, von Huckeys Wohnung, von der meiner Tante, von den Häusern dort. Und vom Fußweg zu meiner anderen Oma, höchstens 10 Minuten bis zur Ziegeleistraße, durch die Eisenbahnersiedlung, vorher an meiner Volksschule vorbei. Dann ihr Haus, gegenüber – und das ist einfach falsch, ein fataler Irrtum! – schon lange kein Konsum mehr, auf den ich immer geschaut habe. Am Fenster, ob die Eltern schon kommen, in der kleinen Küche auf einem Sessel, meistens habe ich die Ankunft der Eltern übersehen, weil es in den Bäumen vor dem Fenster was zu sehen gab, oder eben gegenüber beim Supermarkt so viele Nachbarn aus- und eingingen, die wohnen doch in dem einen Haus, wo ...

Von dieser Wohnung habe ich mich tatsächlich verabschiedet. Ich war noch einmal dort, noch nicht alles leergeräumt, mit meinem Vater, glaube ich mich zu erinnern. Oma war schon einige Zeit verstorben, die Wohnung musste übergeben werden, das mag alles 1990 gewesen sein, eine Trauerrunde, eine weitgehend stille, für zwei. Ich bin in jedem Zimmer lange gestanden, ich denke, ich habe das Fenster noch einmal aufgemacht, aus dem 1978 der Nachbarsbub und ich den Jubel über das 3:2 gegen Deutschland in Córdoba rausgebrüllt haben. Tschüss, Ausblick! Ich habe auf der anderen Seite den Konsum gesucht, der nicht mehr da war, ich habe auf das Knirschen des Stiegenhauses vor der Tür gehört, ich bin noch einmal aufs Klo gegangen, Pissen im Stehen, sorry, Oma! Ich habe ein bisschen geweint, es gar nicht vor Papa versteckt. Dann war es okay, dann konnte ich gehen, und dann war es gut, auch, dass dort andere Menschen leben würden. Dann habe ich gelacht, weil ich kurz den Geschmack von Omas Zuckerwasser im Sinn hatte. Das hat sie immer gemacht, mit Zitronen und gar nicht so viel Staubzucker. Oft hat sie es uns genau dann gebracht, dem Nachbarsbuben und mir, wenn es zum Streiten geworden wäre, wenn es gerade komisch war oder geworden

wäre. Das half. Wie Trauer, zugelassen, rausgelassen, ausgelebt, eingestanden.

Wenn ich noch einmal übersiedle, sie mir eine Stadtwerkstatt oder etwas Ähnliches wegnehmen, werde ich das wieder machen, Zuckerwasser, Trauer und Durch- oder Hingehen. ●

Autor:innen und Künstler:innen

Hamed Abboud, geboren 1987 in Syrien. Auf Deutsch erschienen bisher: »Der Tod backt einen Geburtstagskuchen« (übersetzt von Larissa Bender, edition pudelundpinscher 2017), das für den renommierten Internationalen Literaturpreis nominiert wurde, und »In meinem Bart versteckte Geschichten« (übersetzt von Larissa Bender und Kerstin Wilsch, Edition Korrespondenzen 2020). www.hamedabboud.at

Bahar Aykan ist außerordentliche Professorin am Institut für Soziologie der Marmara Universität, Istanbul. Ihre Forschungsgebiete umfassen Kulturerbe, Erinnerung und Identität.

Florian Karl Berger:

Kunst im (halb)öffentlichen Raum

Friedhofsgärtner

Skateparkbau

Lohnarbeit: Persönliche Assistenz

Lisa Bolyos ist bildende Künstlerin und Aktivistin. Sie arbeitet als Redakteurin bei der Wiener Straßenzeitung Augustin.

Kirsten Borchert, *1986 in Oberhausen/Rheinl. (Deutschland), studierte an der Universität für angewandte Kunst Wien Grafik und Druckgrafik. Seit 2007 lebt und arbeitet sie in Wien.

Cäcilia Brown, lebt und arbeitet als Künstlerin in Wien. Sie unterrichtet an der Sommerakademie Salzburg, lehrt an der Kunstuni Linz und an der Universität für angewandte Kunst Wien. Ihre Skulpturen und künstlerischen Arbeiten sind international in zahlreichen Ausstellungen und im öffentlichen Raum zu sehen.

Lisbeth Kovačič hat schon an mehreren kollektiven Wohn-, Kunst und Polit-Räumen mitgebaut. Sie ist Dokumentarfilmschaffende, Fotografin und bildende Künstlerin.

Rainer Krispel, Autor, Trauerredner, Punk, Sänger, Vater, seit 1967 around. Lebt, leidet und lacht (mehr!) seit 1995 in Wien. www.krispel.org

Georg Lembergh, freischaffender Fotograf und Filmemacher. Fotodesignstudium in Dortmund, lebt in Wien und Tirol.

Tina Müller ist Theatermacherin und Autorin. Ihre Stücke richten sich meist an ein junges Publikum und entstehen in enger Zusammenarbeit mit den Darsteller:innen auf der Bühne.

Eliana Otta Vildoso (*1981 in Lima) hat Cultural Studies in Lima studiert und den PhD in Practice an der Akademie der bildenden Künste in Wien absolviert. Sie hat das kuratorische Team der Dauerausstellung im Lugar de la Memoria, la Tolerancia y la Inclusión Social in Peru koordiniert und den Kunstraum Bisagra mitgegründet.

Joanna Pianka (*1983) ist als freie Fotografin und Künstlerin tätig. Ihre interdisziplinären Arbeiten hinterfragen gesellschaftliche, soziale und politische Normen und Veränderungen im urbanen öffentlichen Raum. www.300dpi.at

Tomash Schoiswohl ist Künstler, unterrichtet »praktisch Scheiße« an Kunstunis in Wien und ist seit vielen Jahren mit dem Wiener Matzleinsdorferplatz beschäftigt.

Veronika Suschnig (*1989) arbeitet als bildende Künstlerin konzeptionell zwischen Malerei, Skulptur und Installation. In ihrer künstlerischen Praxis widmet sie sich Fragen zeitgenössischer Psyche, körperlicher Entfremdung und sozialer Fragilität. www.veronikasuschnig.com

Adriana Torres Topaga. Aufgewachsen im Kolumbien der vergangenen Jahrzehnte, lebt a+ »zwischen« verschiedenen Welten. Adriana ist Künstlerin,

Designerin und Researcher. Experimente, Sinneswahrnehmung, Migration, öffentlicher Raum, Konsum, Zusammenhänge zwischen dem menschlichen Körper, Raum & Technologie, soziale Wirkung des Designs und der Kunst, interdisziplinäre und kollektive Arbeit bilden den Fokus ihrer Arbeiten.
www.puntos.at

Ruth Weismann ist seit 2017 Redakteurin bei der Wiener Straßenzeitung Augustin. Davor hat sie vom Lifestylemedium bis zum Kunst-Fanzine für alles Mögliche geschrieben. Wenn Altbauten in der Stadt saniert werden, findet sie das grundsätzlich gut, dass Wohnungen darin dann aber oft zu teuren Eigentumswohnungen werden, findet sie eine sehr schlechte Entwicklung.

Lia G. Woldetsadik forscht und lehrt am EiABC (Äthiopisches Institut für Architektur, Hoch- und Tiefbau und Stadtentwicklung) der Addis Ababa University.

Bisrat K. Woldeyessus ist Architekt und Stadtplaner. Er forscht und lehrt am EiABC (Äthiopisches Institut für Architektur, Hoch- und Tiefbau und Stadtentwicklung) der Addis Ababa University.

Impressum:

Lisa Bolyos, Tomash Schoiswohl (Hrsg.)

Immo Grief. Für eine kollektive Kultur des Trauerns um ein Zuhause

2022

Coverfoto: Johann Schoiswohl

Umschlagseiten innen: Lisa Bolyos, Tomash Schoiswohl

Fotos und Filmstills:

S. 40-45: Bahar Aykan, Metin Yokusu

S. 60-61: Bisrat K. Woldeyessus, Lia G. Woldetsadik

S. 78-79: Oliver Feldhaus/Umbruch Bildarchiv

S. 104-107: Joanna Pianka

S. 112-113: Florian Karl Berger

S. 114-116: Verena Vargas Koch et al.

S. 122-125, 127: Tomash Schoiswohl

Fotos Ausstellung: Michael Bigus

Fotos Dokumentation: Michael Bigus, Lisa Bolyos

Entwicklung und Scan: Krzysztof Wolczak

Bildbearbeitung: Michael Bigus

Satz und Umschlaggestaltung: Lisa Bolyos

Druck und Bindung: Janetschek, Heidenreichstein

Danke für Unterstützung an:



Österreichische
Hochschüler_innenschaft



